

Ausgabe 97 / 2014

VÖGELEKULTURBULLETIN

ANSICHTEN ZU THEMEN UNSERER ZEIT



Die
Ausstellung.
16. 11. 2014 bis
22. 3. 2015

SCHWEIN GEHABT!

VON DER SPARBÜCHSE
ZUM LEBEN AUF KREDIT

**„Oh, ihr unsterblichen Götter!
Sie sehen es nicht ein, die Menschen,
welch grosse Einnahme
die Sparsamkeit ist.“**

Marcus Tullius Cicero (106 – 43 v. Chr.),
römischer Redner, Schriftsteller



EINE AUSWAHL VON WERKEN IN DER AUSSTELLUNG

BENI BISCHOF
*Existenzängste/
Champagner*, 2011
10

ADOLF WÖFLI
Zinsrechnung, 1912
19

JESSICA CRAIG-MARTIN
Real Beauty, 2008
24

IRENE ANTON
Geldwäsche, 2008
31

URSULA PALLA
tausend – part 2, 2014
34

STILETTO
Consumer's Rest, 1983
38

CHRISTIAN JANKOWSKI
*The Finest Art
on Water*, 2011
40

DIETER MEIER
Der falsche Magier, 1982
44

PAUL CAMENISCH
Vor dem Schaufenster, 1955
50

WEITERE KUNST- SCHAFFENDE IN DER AUSSTELLUNG

ANTON BRUHIN
INGO GIEZENDANNER
MAX MATTER
ANAHITA RAZMI
JEAN TINGUELY

**KRAFT DES
VERTRAUENS**
MONICA VÖGELE
5

**VON DER SPARBÜCHSE
ZUM LEBEN AUF KREDIT**
PIUS FREIBURGHaus
6

**DIE SZENOGRAFIE
DER AUSSTELLUNG**
FREI & KEPENEK
7

**WIE GEHT'S
ALSO WEITER?**
PIUS FREIBURGHaus
8

**ZWISCHEN GRILLENZIRPEN
UND AMEISENFRON**
LUDWIG HASLER
12

**GOLDENE REGELN UND
BERGE VON GOLD FÜRS
GOLDENE ALTER**
HEINZ ZIMMERMANN
16

„ICH BIN EIN SPARJUNKIE“
INGRID SCHINDLER
20

WARUM KEIN ELEFANT?
INGRID SCHINDLER
26

SPARGESCHICHTEN
STEPHANIE RINGEL
26

**VOM SPAREN
UND TRÄUMEN**
MICHAEL THEURILLAT
28

**IST SPAREN (K)EIN
THEMA FÜR JUGENDLICHE?**
URS ABT
32

**INSPIRATION
AUS DEM WESTEN**
MATHIAS BINSWANGER
36



Entwurf (Computervisualisierung)
für die Szenografie der Ausstellung,
Frei & Kepenek

**VERANSTALTUNGEN
UND FÜHRUNGEN**
42

RÜCKSCHAU
46

**INFORMATIONEN
ZUM AUSSTELLUNGS-
BESUCH**
49



Ursula Palla, *tausend – part 2*,
2014, Videostill, © Ursula Palla
(Ausschnitt)



**„Meine Mittel will ich
so verwalten, dass wenig
weit soll reichen.“**

**William Shakespeare (1564 – 1616),
Dichter, Dramatiker, Schauspieler**

„Der Kreis ist eine geometrische Figur, bei der an allen Ecken und Kanten gespart wurde.“

ANONYM

KRAFT DES VERTRAUENS

Ich bin in einem strengen und doch sehr liebevollen Zuhause gross geworden. Meine Eltern mussten beide in ihrer Jugend sehr viel entbehren. Sie waren in der Folge der Überzeugung, den Wert des „Selbstverdienens“ uns Kindern vermitteln zu müssen, selbst wenn dies rein finanziell nicht zwingend nötig erschien. Das hiess konkret: Es gab für meine Geschwister und mich kein Taschengeld. Vom Kindergarten an mussten wir unser Geld während den Ferien bei Warenlagermitarbeit in der Firma selber verdienen: Pullover nach Farben sortieren, Hemden auspacken, Preise anklammern, Eingänge zählen... Eine Vielzahl von Arbeiten „versüssten“ uns die Ferien. Später hiess es: Willst du studieren, bitte schön, aber nur als Werkstudentin, das hiess Studium und Studentenleben selber finanzieren.

Zugegeben, alles andere als vergnüglich. Doch es hat mir auch eine unglaubliche Freiheit, eine grosse Unabhängigkeit verschafft und gleichermassen das Vertrauen in meine eigene Leistung gestärkt.

Denn ohne mein erarbeitetes Geld bewusst einzuteilen, ohne striktes Sparverhalten, wäre wenig möglich gewesen. Jeder kleine Luxus – sei es ein Mittagessen ausserhalb der Mensa, eine neue Stehlampe für die Studentebude, ein Kinobesuch oder auch nur ein kleiner Zierelefant aus der damaligen angesagten indischen Boutique – erhielt dadurch seine Entbehrungs- oder Spargeschichte und somit einen besonderen Wert.

Aber ganz offensichtlich hat man mir dies alles auch zuge-
traut. Man hat mir vertraut!

Und genau dieses Vertrauen empfinde ich beim Thema „Sparen“ als Schlüsselmoment.

Kinder sparen bewiesenermassen nur, wenn sie gelernt haben zu vertrauen. Das heisst, sie haben die Erfahrung gemacht, dass sie dem Wort ihres „Sparschweinchenverwalters“ – meist die Eltern – Glauben schenken können.

Und uns Erwachsenen geht es doch genauso. Wir brauchen das Vertrauen in Systeme wie Bank oder Staat, die uns zum Sparen anhalten. Fehlt das Vertrauen, fehlt auch die Motivation!

Natürlich habe ich versucht, auch meiner Tochter den gesteigerten Wert einer Sache zu vermitteln, die man selber verdient oder eben vom Munde – heute wohl eher vom Starbucks-Kaffee – abgespart hat. In den ersten zehn bis zwölf

Lebensjahren ging dies auch ziemlich einfach, eigentlich ohne grosses Ermahnen oder Belehren. Sparen schien meiner Tochter geradezu Spass zu machen. Doch seit den Teenagerjahren schwappt eine unglaubliche Welle von Fremdeinflüssen über sie hinweg. Die Werbung geht ganz gezielt auf die Schüler los, Banken lancieren Jugendkredite, IT-Vertreiber werfen den Jugendlichen die Kosten verursachenden Gadgets richtiggehend nach ... und ewig lockt der Konsum! Warum denn das Geld auf ein Konto zum Schlafen legen? Es wird ja propagiert, dass man „spart“, wenn man alle zwei Jahre ein neues Handy kauft!

Nun, ich denke, im Moment besteht meine mütterliche Aufgabe darin, mich im „Vertrauen-Haben“ zu üben. Vertrauen in die Vernunft und Weitsicht meiner Tochter; Vertrauen in eine gesunde Selbstbestimmung der nächsten Generation, auf dass diese lernt, mit den heutigen Gegebenheiten zurechtzukommen. Denn Vertrauen fördert, wer vertraut. ●



MONICA VÖGELE

ist Präsidentin des Stiftungsrates der
Stiftung Charles und Agnes Vögele und
leitet das Vögele Kultur Zentrum.

VON DER SPARBÜCHSE ZUM LEBEN AUF KREDIT

Pius Freiburghaus

Wie so vieles im Leben, begann das Projekt zu dieser Ausstellung mit einem „objet trouvé“. Beim Aufräumen fiel mir ein Sparkässeli aus den 70er Jahren in die Hände: Das Modell der „swiss box“. Dieser Plastikwürfel war damals ungefähr so verbreitet wie die SKA-Skimütze. Der Würfel hat zwei separate Abteile. Das eine konnte man selber öffnen, das andere wurde durch den Schalterbeamten der Bank aufgeschlossen und das Geld darin zahlte man aufs Sparbüchlein ein. Was für Marcel Proust der Geruch von frischen Madeleines, war für mich der Sparwürfel der SKA.

Also begann ich eine Gedankenreise durch meine Kindheit als Sparer. Unsanft aus meinen Tagträumen geweckt hat mich mein zwölfjähriger Sohn, der seit einiger Zeit vehement nach einem Sparkonto verlangt – weil alle eins haben. Das Vaterherz und das Ökonomenhirn sind sich nicht einig. Darum habe ich dem Plagegeist bisher noch keine Antwort gegeben.

Das optimistisch verblendete Vaterherz sieht im Wunsch nach einem Sparkonto den Entwicklungsschritt vom impuls-gesteuerten, augenblicksbezogenen, in jeder Lebenslage auf die Eltern vertrauenden Kind hin zum selbstverantwortlichen, auf seine Mittel achtenden Jugendlichen. Das Ökonomenhirn sagt Folgendes: Sparen heisst Verzicht auf unmittelbaren Konsum zugunsten von zukünftigem Konsum. Dieser Verzicht muss mittels Verzinsung belohnt werden. Und das ist heute nicht der Fall, da die Zinsen sehr niedrig sind. Wer seine wirtschaftlichen Bedürfnisse also nicht nach realen ökonomischen Anreizen organisiert, wird kaum zu Wohlstand gelangen oder bestehenden Wohlstand erhalten können. Und das wünscht man sich für die nächste Generation doch auch – neben Gesundheit, Liebe und Glück.

PIUS FREIBURGHaus
KURATOR DER AUSSTELLUNG

studierte Volkswirtschaft und Jus in Bern und arbeitete mehrere Jahre in der Finanzindustrie. Im Anschluss daran studierte er Kunst- und Architekturgeschichte und schloss mit Lic. phil. I ab. Neben der Beschäftigung mit Performance- und Videokunst kuratierte er Ausstellungen zur Kartografie und Kunst sowie der Raumentwicklung in der Schweiz und der Neuerfindung der Alpen.

Mit diesen Fragen im Kopf und dem Sparwürfel in der Hand, begann ich meine Untersuchung des schweizerischen Sparverhaltens. Ich widmete mich dessen Wandel und seiner Bedeutung für die Gesellschaft. Suchte nach Objekten und Kunstwerken, die typisches Sparen beziehungsweise Sparverhalten in meinen Augen reflektieren. Und ich fand heraus, dass sich diese Schweizer Tugend in der perpetuierenden Gegenwart einer Sofort-Konsum-Gesellschaft auflöst. Daraus entstand die Ausstellung *Schwein gehabt! Von der Sparbüchse zum Leben auf Kredit*.

Sie beginnt mit einem Experiment: Ein vierjähriges Kind sitzt allein in Raum, vor ihm liegt ein Marshmallow auf dem Tisch. Wenn es die Süsseigkeit nicht esse, so hat man ihm gesagt, bekäme es ein zweites Schaumgummi, sobald die Versuchsleiterin zurückkomme. Das Kind wartet. Es schaut sich um. Es bohrt in der Nase. Es spielt mit dem Objekt seines Hungers. Man sieht dem Kind die Anspannung körperlich an. Dann: Die Erlösung! Die Versuchsleiterin bringt ein zweites Marshmallow. Beide verdrückt das Kind sofort. Der sogenannte „marshmallow test“, das oben beschriebene Setting, ist eines der berühmtesten Experimente der Psychologie. Es wurde von Walter Mischel Ende der 60er Jahre an der Stanford-Universität, USA, durchgeführt.

Was hat das Kind gemacht? In Ökonomensprache geantwortet: Es hat seine Zeitpräferenz zugunsten der Gegenwart auf Grund der Unsicherheit der Zukunft erfolgreich bekämpft. Also kann es mit der zweiten Süsseigkeit die Belohnung – den „Zins“ – in Empfang nehmen. Es hat Sparen gelernt. Wir bewerten dieses Verhalten als eine Tugend, eine Technik, um in unserer Kultur erfolgreich zu leben.

Psychologisch braucht das Kind dazu Impulskontrolle. Nur damit kann es den Belohnungsaufschub mental bewältigen. In Nachstudien an Heranwachsenden fand Walter Mischel später heraus, dass Kinder, die länger auf die Belohnung gewartet hatten, bessere schulische und soziale Erfolge aufweisen konnten. Bis heute gilt der Marshmallow-Test als Zeichen für eine frühe Prognose von Lebenserfolg.

Schon bald aber wurde Kritik an den Ergebnissen laut, da sie vermuten liessen, dass es sich bei der Impulskontrolle um eine genetische Disposition handle. Die Kritiker behaupteten, dass die Impulskontrolle nur einer der entscheidenden Faktoren dafür war, ob ein Kind auf die Belohnung warten würde oder nicht. Der andere Faktor sei Vertrauen. Kinder, die kein

”You know that we are
living in a material world
and I am a material girl.”

MADONNA, 1984

Vertrauen in die Versuchsleiter hatten, assen das erste Marshmallow sofort auf. Eine Impulshandlung, wohl gegründet auf Erfahrung und daraus abgeleitet Vernunft.

Die Ausstellung *Schwein gehabt! Von der Sparbüchse zum Leben auf Kredit* zeigt Geschichte und Gegenwart der Schweizer Sparkultur. Sie skizziert die Wechselwirkungen zwischen institutionell gesetzten ökonomischen Anreizen und individuellen Bedürfnissen. Daraus sind wunderbare, ganz persönliche Spargeschichten entstanden. Gleichzeitig gibt die Ausstellung Einblicke in Gesellschaftsnormen und Finanzmärkte.

Beispiel Sparvereine: Gegenseitiges Vertrauen untereinander führte bei deren Mitgliedern zu einer gemeinschaftlichen Sparpraxis, ganz ohne Staat und Zwang. Kollektives Vertrauen gepaart mit individuellem Sparen, Enthaltbarkeit gepaart mit kleinen und grossen Träumen prägten eine Gesellschaft voller Zuversicht auf eine bessere finanzielle Zukunft.

Kollektiver Vertrauensverlust durch Inflation, auf den Punkt gebracht durch den Spruch „no future“, den Anfang der 80er Jahre hoffnungslose Zeitgenossen auf Hauswände spraysen, bildete eine Spezies aus, die bis heute registriert: den homo consumicus. Der Kult um den ungezügelter Individualismus in der Konsumgesellschaft ist nicht das Hohelied auf die Verschmelzung des aufgeklärten Menschen des Liberalismus mit dem 68er Motto „wir wollen alles und zwar sofort“, sondern das Schönsingen von internalisierten ökonomischen Anreizen.

Wir torkeln als Menschen immer zwischen diesen Welten. Wo wir meinen, unserer Intuition zu folgen, werden wir am ökonomischen Nasenring durchs Leben gezerrt. Wo wir glauben, harte rationale Entscheidungen fällen zu können, folgen wir einer genetisch bedingten oder frühkindlich eingeübten Disposition.

Vielleicht trägt die Ausstellung *Schwein gehabt! Von der Sparbüchse zum Leben auf Kredit* dazu bei, dass diese Wechselwirkungen und ihre Auswirkungen aufs Leben die Menschen bewusster zukunftsorientiert handeln lassen.

Zwei Antworten sind noch offen. Den „Marshmallow-Kindern“ der 60er Jahre geht es gut. Was immer sie übers Sparen gelernt haben, ist vergessen. Diese Generation, die Baby-Boomers, hat die ewige Gegenwart ausgerufen. Sie lebt im Hier und Jetzt der Sofort-Konsum-Gesellschaft und hat die politökonomischen Weichen so gestellt, dass dies so bleibt – zulasten der folgenden Generationen.

Der Sohnemann hat immer noch kein Konto. Für ein Kinderkonto mit Sparanreizen ist er zu alt, mea culpa. Für Jugendliche gibt es mangels Nachfrage keine Sparkonten mehr. Auf der Höhe des Zeitgeistes bieten die Finanzdienstleister Jugendkonten mit Konsumanreizen und bargeldlosen Zahlungsmodalitäten an. Ein solches wird er wohl demnächst bekommen – weil alle eins haben. ●

SZENOGRAFISCHES KONZEPT

Die Szenografie der Ausstellung unterstützt die inhaltliche Aussage und schafft ihr eine Bühne.

Dies leistete das Team Frei & Kepenek beim Entwickeln des szenografischen Konzeptes der Ausstellung *Schwein gehabt! Von der Sparbüchse zum Leben auf Kredit*, die der Kulturgeschichte des Sparens in der Schweiz gewidmet ist.

Die Ausstellung führt zunächst chronologisch durch das „Sparverhalten“ im 20. Jahrhundert. Um den Betrachter in den jeweiligen Zeitgeist zu versetzen, greift die bauliche Gestaltung typische Stimmungsbilder jener Zeit auf, wie zum Beispiel das patriotische Bild der heilen Schweiz, den Kneipenbesuch mit Jassrunde oder Ferienträume. So nähert man sich Schritt für Schritt der Gegenwart, dem 21. Jahrhundert, und somit auch der immer kurzlebigeren und auf mehr Schein als Sein ausgerichteten Kreditgesellschaft.

Der Kunst, den medialen Beiträgen und den Objekten, die als Zeitzeugen dienen, wird der ihrer Bedeutung entsprechende Raum geboten und so wirken die rund 1000 m² Ausstellungsfläche als faszinierendes Gesamterlebnis. ●

FREI & KEPENEK

ist ein Architektur- und Designbüro in Zürich und hat sich auf Innenarchitektur und Ausstellungsgestaltung spezialisiert. www.frei-kepenek.com

WIE GEHT'S ALSO WEITER? MIT DEM SPAREN? ... MIT DEM GELD? ... MIT DER ZUKUNFT? ...

„Das physiokratische Wirtschaftsprogramm ... fordert zu seiner Einführung keine Organisation und keine Führer.

... Wenn die Reformen eingeführt werden, dann wird die Erde nicht beben, der Himmel wird nicht einstürzen, man wird überhaupt kaum etwas an der Oberfläche der Dinge merken. Im Handel, der Industrie, der Landwirtschaft geht alles den Geschäften nach, als ob nichts passiert wäre. Trotzdem bereitet sich im Stillen etwas Gewaltiges, Grundstürzlerisches vor.“ *Silvio Gsell*

„Syt dihr öpper oder
nämet dihr Lohn?“

ELISABETH DE MEURON,
BERNER ADELIGE
(1882 – 1980)

... Vollgeld-Initiative:

Die Initiative will den Geschäftsbanken die ungedeckte Kreditschöpfung verbieten. Die Geldmenge soll nur von der Nationalbank bestimmt werden. Dies könnte im Wesentlichen dafür sorgen, dass die Geschäftsbanken nicht zu hohe Risiken eingehen, womit Finanzkrisen verhindert werden und der Konjunkturzyklus geglättet wird. Diese Initiative wird nächstes Jahr eingereicht.

... Freigeldtheorie:

Regierungen und Zentralbanken scheinen dem Reformmodell von Silvio Gsell zugeneigt. Silvio Gsell war ein autodidaktischer Geldtheoretiker Ende des 19. Jahrhunderts. Seine „Freigeldtheorie“ verspricht eine gerechtere Wirtschaftsordnung. Zentrales Element ist die Befreiung vom Zins. Zu diesem Zweck solle man „den Zins in einem Meer von Kapital ersäufen“. Das wurde dann von den Notenbanken auch gemacht. Seitdem ist der Zinssatz auf null. Wie Silvio Gsell vorausgesehen hat, steigen in der Folge die Preise von Ertrag bringenden Vermögenswerte, wie z.B. Aktien oder Grundstücke, stark an. Dadurch steigt natürlich auch die Ungleichheit innerhalb der Gesellschaft. In Gsells Reform werden dann auf dem Gesetzesweg die Erträge auf Vermögenswerte abgeschöpft. Steuern auf Kapitalgewinne oder die Initiative für eine Erbschaftssteuer sind heute die ersten Schritte in Richtung von Gsells Reformvorschlägen. Grössere Abgaben auf Vermögenswerte zur Sanierung der Staatshaushalte werden auch in internationalen Organisationen wie dem IWF diskutiert.

... Bedingungsloses Grundeinkommen:

Die Initiative sieht vor, dass jede Person in der Schweiz vom Staat ein bedingungsloses Grundeinkommen von Fr. 2500.– pro Monat erhalten soll; Kinder ein Viertel davon. Von dieser Initiative würden vor allem die Jungen profitieren, die diese auch eingereicht haben. Heute gehen die meisten staatlichen Umverteilungen von Jung zu Alt. Die sogenannte „Fünfräppler-Initiative“ ist eine interessante Idee, staatliche Umverteilung gerechter und einfacher zu gestalten. Allerdings dürfte die Finanzierung schwierig werden. Die Initiative ist aber trotzdem zustande gekommen und wir werden darüber abstimmen. Der Termin steht noch nicht fest.

Texte: Pius Freiburghaus



„Die Sparsamkeit ist keine Tugend. Denn zur Sparsamkeit oder zum Sparen gehört weder Geschicklichkeit noch Talent. Wenn wir sie mit der Verschwendung gegeneinander halten, so gehört dazu, um ein Verschwender mit Geschmack zu sein, weit mehr Talent und Geschicklichkeit als zum Sparen, denn Geld ablegen kann auch der Dummste ... Daher auch solche Personen, die das Geld durchs Sparen erwerben, sehr niedrige Seelen sind. Unter den Verschwendern findet man aber aufgeweckte und geistreiche Personen.“

**Immanuel Kant (1724 – 1804),
Philosoph, Autor**



TANZ AUF DEM VULKAN

Auch im Zeitalter sozialer Medien, wie Facebook oder Twitter, ist der öffentliche Raum noch immer der beste Ort, um Botschaften und Manifeste zu verbreiten. Insbesondere in Ländern, wo Medien von offizieller Seite kontrolliert werden, sind Flugblätter oder Graffiti die einzige Möglichkeit, auf Missstände hinzuweisen. Doch selbst in angeblich liberalen Ländern machen Menschen ihrem Unmut Luft, indem sie ihren Ärger über das System an Wänden kundtun. So wurde auch in der krisengeschüttelten EU „die Fassade der vermeintlichen Normalität“ im wahrsten Sinne des Wortes zur Kehrseite umfunktioniert. Die Furcht vor dem Verlust von Arbeit, Geld und sozialem Status manifestierte sich sowohl auf der Strasse als

auch auf Mauern. Viele Kleinsparer haben Geld verloren und fühlen sich von ihren Regierungen alleingelassen. „Die Existenzangst ist das neue Grundgefühl der Bevölkerung“ und beherrscht die breite Masse.

Der Künstler Beni Bischof führt mit seiner Arbeit *Existenzängste/Champagner* die sonst den Empörern und Protestierenden vorbehaltene Form der Kommunikation ad absurdum, gar ins Spöttische: Denn offensichtlich ist die Situation nicht für alle gleich bedrohlich. Warum sich also um die Existenz ängstigen, während der Champagner noch fließt? Es ist der altbekannte Tanz auf dem Vulkan: Solange die Musik spielt, tanzen wir. nk



Beni Bischof, *Existenzängste/Champagner*, 2011, Acryl auf Putz (Ausstellungsansicht), ©the Artist.

Beni Bischof (*1981, St. Gallen) lebt und arbeitet in St. Gallen. Er studierte an der Hochschule für Gestaltung Zürich sowie der Schule für Gestaltung St. Gallen. Der Künstler war an zahlreichen Ausstellungen im In- und Ausland beteiligt, darunter am Fotomuseum Winterthur, CAPC Museum of Contemporary Art Bordeaux oder im Kunstraum Düsseldorf. 2010 wurde Beni Bischof zum zweiten Mal mit dem Eidgenössischen Preis für Kunst des Bundesamtes für Kultur ausgezeichnet.

ZWISCHEN GRILLENZIRPEN UND AMEISENFRON

Die Grille musizierte
Die ganze Sommerzeit –
Und kam in Not und Leid,
Als nun der Nord regierte.
Sie hatte nicht ein Stückchen
Vom Würmchen oder Mückchen,
Und Hunger klagend ging sie hin
Zur Ameis, ihrer Nachbarin,
Und bat sie voller Sorgen,
Ihr etwas Korn zu borgen.
„Mir bangt um meine Existenz.“
So sprach sie, „kommt der neue Lenz,
Dann zahl ich alles dir zurück
Und füge noch ein gutes Stück
Als Zinsen bei.“ Die Ameis leiht
Nicht gern; sie liebt die Sparsamkeit.
Sie sagte zu der Borgerin:
„Wie brachtest du den Sommer hin?“
„Ich hab Tag und Nacht
Mit Singen mich ergötzt.“
„Du hast Musik gemacht?
Wie hübsch! So tanze jetzt!“

(Fabel, Version Jean de La Fontaine)

Ludwig Hasler

Wem gehört die Sympathie? Der Grille, die – nichts als Musizieren im Kopf – keinen Gedanken an den harten Winter verschwendet, damit absehbar vor der Alternative steht: verhungern oder vom Vorrat anderer zehren? Oder der Ameise, die sich jeden Luxus verkneift, unermüdlich arbeitet und kämpft und Nahrung beschafft, damit ihr Clan eine gesicherte Zukunft hat? Wem die Sympathie zu gelten hat, ist klar: der Ameise, diesem Paradefall rechtschaffener Kreatur, dem Inbegriff tätiger Vorsorgeseriosität, diesem humorfreien Gegenspieler all der Grillentypen, die den Tag durchtanzen.

Wem die Sympathie spontan zuneigt, ist ebenso klar: der Grille, der Künstlerin, die alles aus sich herausholt, um den Augenblick glänzen zu lassen, den Tag zu verzaubern – mit dem Stachel im Herzen, die Nacht vielleicht nicht zu überleben.

Zwei Typen, zwei Lebensweisen, dutzendfach porträtiert, in Romanen durchgespielt als Dilemma von Bürger und Künstler, von Ökonomie und Kunst, von Sparsamkeit und Verschwendung. Zum bürgerlichen Status gehört Sparsamkeit – nicht als Zutat, sondern als Kerntugend. Anders als der Edelmann, der kraft Geburt jemand ist (dank Grundbesitz), ist der Bürger, was er leistet. Er muss mit seinen Einkünften haushalten, sie sind nicht (wie die Ernte) periodisch erneuerbar, Sparsamkeit und Vorsorge sind Bürgerpflicht. So will es die Ökonomie: Damit der Bürger überhaupt überlebt, damit er im Erfolgsfall seine Leistung steigern, also investieren kann. So will es erst recht die Sitte: Nur ein Bürger, der für die Wechselfälle des Schicksals vorsorgt, macht sich zum souveränen Ich, zum Subjekt von Freiheit und Verantwortung, zum Autor seines Lebens.

Die Grille darf trotzdem weiter zirpen. Braucht der Bürger eine Idee, wie er sein Erspartes schlau investieren könnte, fällt der verspielten, jedoch kulturell versierten Musikantin eher etwas ein als der amüsischen Ameise. Vielleicht das Schwein. Noch im 18. Jahrhundert hielten sich die meisten Stadtbewohner in kleinen Ställen neben ihren Häusern Schweine, sogenannte Schweinebuchten. Sie fütterten die Tiere mit Abfällen und hatten in Hungerzeiten eine Nahrungsreserve. Tagsüber liess man die Tiere frei laufen, abends kamen sie zurück in den Stall. Tönt praktisch. Auch ein bisschen poetisch. Klingt eher nach Grille.

Alleingelassen treibt es die Ameise gern auf die Spitze. In der Frühzeit des Bürgertums wimmelt es von Erzählungen über die zerstörerische Kraft des Geizes. In Molières Komödie *Der Geizige* wird Harpagon reich, er spart, er vergräbt seinen Goldschatz im Garten. Was wird aus ihm? Sein Geist schrumpft, sein Herz verklumpt. Erbärmlich. Weniger bekannt ist Jeremias Gotthelfs Geschichte *Wie man kaputt werden kann*. Ein Geizhals, todkrank, legt sein Vermögen „sachte aufs glimmende Kaminfeuer“, sieht mit innigem Behagen zu, wie es Feuer fängt und verglimmt. Dann legt er sich zum



„Geiz ... ist nicht die Extremform des Sparens, sondern dessen Perversion; er vernichtet, was Sparsamkeit ermöglicht: den souveränen Handlungsspielraum.“

Sterben. „Weil er keinem Menschen etwas gönnte, hat er die Flammen zu seinen Haupterben gemacht.“ Doch als er seine Augen wieder aufschlägt, sieht der Himmel genau so aus wie sein altes Zimmer – er hat überlebt, so ein Pech! Als der Arzt am nächsten Tag vorbeischaut, hängt am Fensterhaken nicht wie sonst das Gewand, sondern der Geizhals selber.

Geiz ist Wahnsinn. Er ist nicht die Extremform des Sparens, sondern dessen Perversion; er vernichtet, was Sparsamkeit ermöglicht: den souveränen Handlungsspielraum. In dieser Hinsicht steht der Geizige dem Verschwender näher als dem Sparer. Beide verlieren ihre Freiheit, weil ihre Gier (mal des Habens, mal des Verbrauchens) sie komplett dominiert. Wogegen dem Sparsamen (wider seinen schlechten Ruf) das Ersparte gar nicht wichtig ist, weder zum Horten noch zum Verzehr; wichtig ist es ihm als Mittel zum Zweck – weil es seiner Freiheit ein Konto eröffnet.

Sparsamkeit als Maxime bürgerlicher Verantwortungsethik. Sie gilt für Personen wie für Staaten. „Man kann nicht den Sorgen entgehen, indem man mehr ausgibt, als man einnimmt.“ So warnte bereits Abraham Lincoln vor einer allzu ausgabefreudigen Staatsführung. Für den 16. Präsidenten der USA war Sparsamkeit eine politische Tugend, ohne die kein Land den wirtschaftlichen Erfolg begründet. „Man kann nicht Wohlstand schaffen, indem man die Lust zum Sparen nimmt.“ Wohlstand schaffen? Ist er nicht längst da? Auf Kurs halten, ja. Sicher nicht mit Sparen. Konsum stärken. Billig-geld reinpumpen. Nicht nur Staaten leben auf Pump, auch Privatleute tun es. Masshalten widerspricht einem Zeitgeist, der im Bewusstsein aufgewachsen ist, alles sei nicht nur möglich, sondern alles sei jederzeit zu haben. Am Ende ist der Sparer der Dumme. Nicht nur werden seine Bankguthaben wie zinslose Darlehen missbraucht, um marode Staatshaushalte zu sanieren. Als erstes EU-Land will Spanien gar eine Steuer auf Bankeinlagen einführen – rückwirkend auf den 1. Januar 2014. Alle Kontoinhaber, egal ob arm oder reich, sollen dazu beitragen, die Staatsschulden abzutragen. Dieser staatliche Banküberfall wirkt noch dreister als die Vermögenssteuer. Sie belastet denselben Ersparniswert jedes Jahr aufs Neue und das im Zweifel so lange, bis davon nichts mehr übrig ist. Ist das noch Besteuerung – oder schon Enteignung?

Der Sparer wird zur komischen Figur. Gönnst sich nichts – und verbraucht später sein Erspartes im Altersheim. Clevere verjubeln ihr Alterskapital – und leben später von staatlichen Zuschüssen. Sparsamkeit ist geknüpft an den Stolz, für sich und die Seinen verantwortlich sein zu wollen. Fällt der Stolz, läuft auch Sparsamkeit ins Leere. Dann muss sie – etwa für die Alterspflege – ersetzt werden durch Finanzierungen, die durch unfreiwillige Umverteilung gesichert werden, also durch Zwangsabgaben.

So sind wir auf dem Weg zur wohlorganisierten Verantwortungslosigkeit. Jeder schaut auf seine aktuelle Performance, der Staat schaut darauf, dass das – grosso modo – gut herauskommt. Die Gesellschaft verfließt und zerfranst, es beginnt eine Mechanik der Diskontinuität, wir denken immer seltener über unsere aktuelle Lebensphase hinaus, geschweige denn in übergreifenden Generationszusammenhängen. Das Leben als Ich-Kampagne. Das auffälligste Phänomen dafür: das Selfie, 2012 erstmals als Begriff aufgetaucht, 2013 vom Oxford Dictionary zum Wort des Jahres gekürt. Selbstdarstellungen gab es auch früher. Seit Tausenden von Jahren machen Menschen Bilder von Menschen. Bis vor kurzem wurden die Porträtierten in ihrer gesellschaftlichen Funktion dargestellt, in Familie, im Amt, im Beruf, jedenfalls nicht in ihrer ungebundenen Individualität. Das Bild sollte zeigen: Schaut her, ich bin ein nützliches Mitglied der Gesellschaft. Die Fotografie löste das Gesicht allmählich aus seinem Kontext, aber man sieht den Augen an, dass sie sich erblickt fühlen, dass es immer noch der fremde Blick war, der das Ich formte. Erst im Selfie sind (dank Smartphone) wir alle Künstler, die an unserem eigenen Bild arbeiten und es ständig in die Welt hinaus posten. So dass wir kaum zu sagen wissen, was hier dominiert, die Ameise oder die Grille.

Wie kann eine Gesellschaft stabil bleiben, wenn die Individuen sich um Stabilität foutieren? Ganz einfach, diese Verantwortung muss delegiert werden. Möglichst so, dass die Einzelnen kaum merken, wie sie die Freiheit abgeben, auf die sie so stolz sind. Die Logik ist leicht zu verstehen: Je entbundener die Menschen empfinden und handeln, desto kräftiger muss das Kollektiv über den Tag hinaus vorsorgen, für Sicherheit in Krankheit und Alter, für Sicherheit überhaupt. Der Staat wird zur Generalagentur für Sicherheit in jeder

Lebenslage. ER schützt uns vor dem Schicksal – und vor uns selbst, etwa vor nächtlichen Konsumräuschen an Tankstellen. Der Staat als Amme, der Bürger als Patient. Oder als Opfer. Konsumopfer, Modeopfer, Onlineopfer. Die Bürger im Nach-uns-die-Sintflut-Modus, der Staat verhindert die Sintflut. Wie am Open Air. Da ging es einst um Peace, Love and Happiness. Heute praktisch nur noch um Happiness. Die Party-Generation will Spass, Alkohol, Gras und zieht von dannen. Auf dem Platz zurück bleiben: Berge von Abfall, Tausende Zelte. Wird alles entsorgt, picobello. Warum sollte man sich selber darum sorgen?

So entwickeln sich Formen wohlorganisierter Verantwortungslosigkeit. Typisch die Street Parade. Triumph individueller Zügellosigkeit? Eher umgekehrt: Dominanz kollektiver Organisation. Die Million Leute, die sich am Zürcher Seebecken einstellt – Informatiker, Floristinnen, Bankangestellte – nehmen Urlaub von den Zwängen des Alltags, aber so, dass sie diesen Alltag nicht in Frage stellen, eher bestärken lassen. So ausgeflippt sie wirken, tatsächlich feiern sie in der kollektiv zuckenden Masse ihre Anpassung. In monoton hämmern den Bewegungen findet die Arbeitswelt ihr Echo, nicht ihren Ausbruch, schon gar nicht den Protest. Statt der Bocksprünge der Rock'n'Roll-Ära, statt aufheulend anklagender Jimi-Hendrix-Gestik: Jetzt bringt das motorische Wum-wum-wum die Tanzenden ins glücklich bedröhnte Einverständnis mit sich und der Welt.

Als Metapher kaum zu überbieten: Das Ego dreht auf im Tatzelwurm der Millionen Ichs, die sich auffällig extravagant aufführen und gleichzeitig ihre Individualität dem allgemeinen Reflexzucken und Hirnabschalten opfern, als winziges Glied lustvoll aufgehen im Tausendfüssler, der sich im Takt einer Organisation fortwälzt, die er kaum kennt, der er jedoch vertraut, weil sie ihm alles erspart, was nach Verantwortung schmeckt: die Musik, die Party, die Drogen. Das Programm wird offeriert, fixfertig, und wo etwas schief läuft, springt die Organisation ein, mit Sanität, Polizei, Care Team. Damit der Tatzelwurm sorglos tanzen kann.

Kippt so die Ego-Feier in kollektiven Rausch? Weil der Wille zur Sorglosigkeit nur in Systemen der Vollversorgung aufgeht – nach der Logik: Wer nicht sparen will, dem muss alles erspart werden? Letztlich noch die Freiheit? Aldous Huxley sah das so. In seinem Roman *Schöne neue Welt* (1932) schildert er eine zukünftige Gesellschaft, die sich fürs Glück und gegen die Freiheit entschieden hat. Eine Gesellschaft, die ihre Zukunft ganz in die Hände einer Weltsicherheitsregierung legt. Die befand dann, Freiheit habe nichts als Schlamassel gebracht, soziale Unruhe, individuelle Tragödien, katastrophale Weltkriege, also schaffte sie die Freiheit ab – und organisierte das immerwährende Glück, mit Menschenzucht, Wohlfühlkinos, Sex à discrétion, Happy-Pille Soma. Zitat: „Die Welt

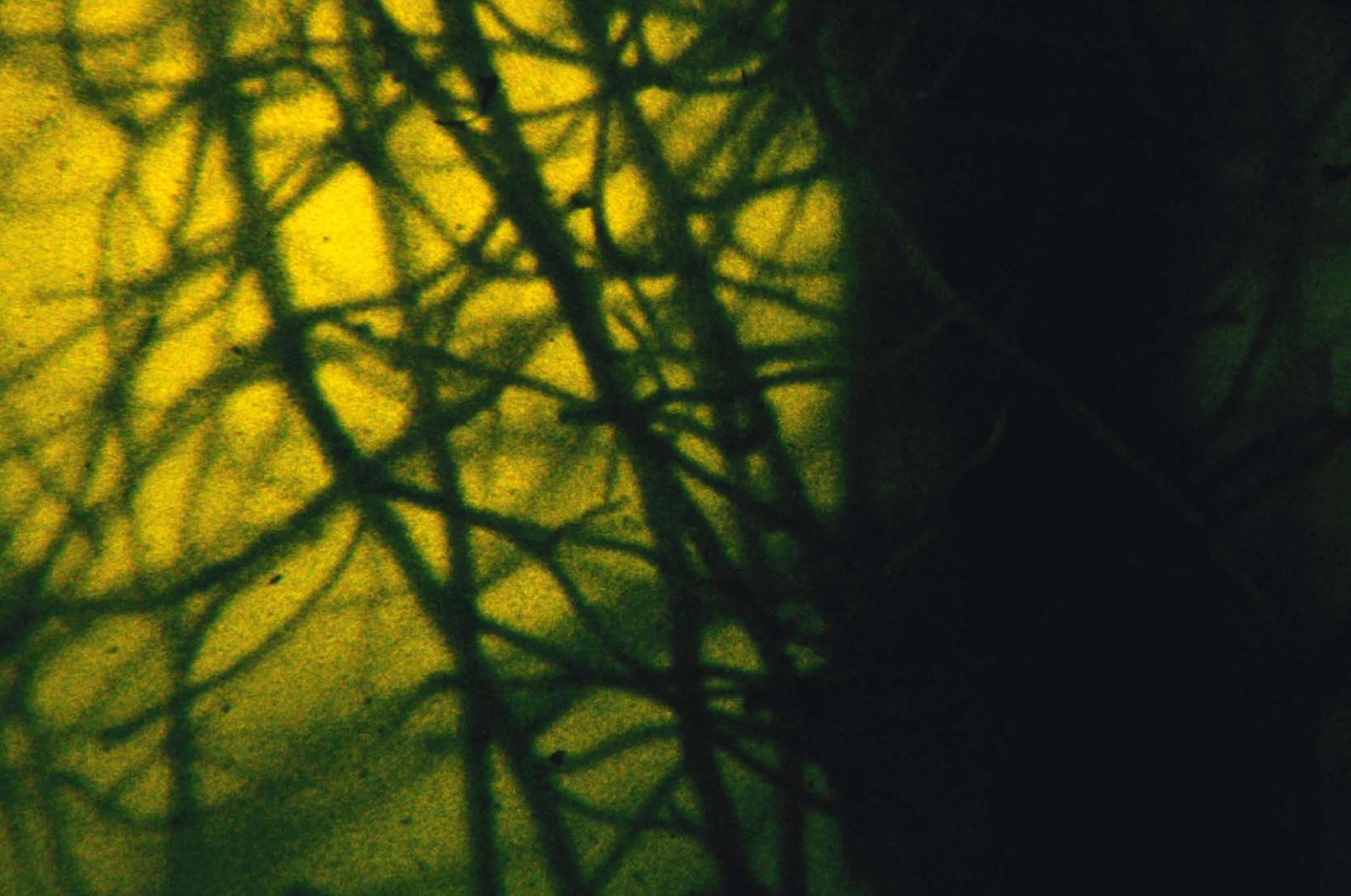
ist jetzt im Gleichgewicht. Die Menschen sind glücklich, sie bekommen, was sie begehren, und begehren nichts, was sie nicht bekommen können. Es geht ihnen gut, sie sind geborgen, immer gesund, haben keine Angst vor dem Tod. Leidenschaft und Alter sind diesen Glücklichen unbekannt ... Und wenn wirklich einmal etwas schiefeht, gibt es Soma.“

Ist das die Dialektik der Grillenlogik? Die alte Parabel liesse sich mit einiger Nonchalance auch gegen den Strich lesen: Die Grille, ganz dem Lustprinzip folgend, musiziert auch aus Protest gegen den Stumpfsinn des Arbeitsbienenlebens, im vagen Bewusstsein der Absturzgefahr. In der real existierenden Gesellschaft protestieren die Grillen gegen gar nichts, sie leben ihr Leben als Ich-Kampagne, was über die aktuelle Performance hinaus geht, das übersteigt ihren Zuständigkeitsbereich, also treten sie ihre Freiheit und Verantwortung gerne an den Staat ab, solange der ihnen eine Existenz in wohlorganisierter Verantwortungslosigkeit sichert.

Was genau unterscheidet eine Gesellschaft der Grillen vom Ameisenstaat? ●

LUDWIG HASLER

hat an der Universität Zürich Physik und Philosophie studiert. Als Philosoph hat er an den Universitäten Bern und Zürich gelehrt, als Journalist war er Mitglied der Chefredaktion beim St. Galler Tagblatt und bei der Weltwoche. Seit 2001 ist er freier Publizist und Hochschuldozent. Er wohnt in Zollikon. Sein jüngstes Buch heisst: *Des Pudels Fell. Neue Verführung zum Denken* (2010, Huber Verlag Frauenfeld).



„Es ist schwer, dem Sparen ein festes Ziel zu setzen. Man sucht den Haufen stets zu vergrössern und ihn von Summe zu Summe zu erhöhen, bis man sich schliesslich des Genusses seiner Güter kläglich beraubt und alles darum setzt, den Schatz zu hüten und nichts davon zu gebrauchen. – Alles in allem ist es mühseliger, das Geld zu hüten, als es zu erwerben.“

Michel de Montaigne (1533 – 1592),
eigentlich Michel Eyquem, Seigneur de Montaigne,
Philosoph, Begründer der Essayistik

GOLDENE REGELN UND BERGE VON GOLD FÜRS GOLDENE ALTER

Der Zinssatz soll die menschliche Gier zügeln und anzeigen, was die Zukunft kostet. Warum unsere Gesellschaft mit einer Null-Zins-Politik in ein sozialökonomisches „no future“ steuert und worüber man endlich ehrlich diskutieren müsste.

Heinz Zimmermann

Ökonomen gelten gemeinhin deshalb nicht als die sympathischsten Zeitgenossen, da es selten lange dauert, bis sie Kosten und Preise in eine Debatte einbringen – und wer lässt sich schon gerne seine Pläne und Vorstellungen durch profane ökonomische Kategorien vergällen. Das ist auch nicht anders, wenn es um die Zukunft geht. Der Preis der Zukunft äussert sich, etwas überspitzt formuliert, in der Höhe des Zinssatzes. Er legt das Tauschverhältnis zwischen heute verfügbarem und zukünftigem Kapital fest. Damit ist der Zinssatz ein Indikator der Verfügbarkeit (man spricht von Knappheit) von gegenwärtigem und zukünftigem Kapital und resultiert aus den Spar-, Verschuldungs- und Investitionsabsichten der Haushalte und Firmen. Zumindest bei funktionierenden Kapital- und Kreditmärkten.

Aus diesem Grund ist es wenig überraschend, dass gesellschaftliche Zukunftsszenarien, etwa die demografische Alterung oder nachhaltiges Wirtschaftswachstum, für den Ökonomen eng mit der Rolle des Zinssatzes verbunden sind. Dessen Höhe soll nämlich vor allem der Kurzfristigkeit oder Gier der menschlichen Natur vorbeugen: Je höher der Zins, umso mehr wird das Warten entschädigt und ein Anreiz geschaffen, den Konsum in die Zukunft zu verschieben und nicht die gesamten Ressourcen in der Gegenwart aufzubreuchen. Der sorgsame Umgang mit knappen Ressourcen ist eine essenzielle Voraussetzung für ein nachhaltiges Wachstum und dafür, dass auch spätere Generationen günstige Lebensbedingungen und Wohlstand erfahren. So reiht sich das Zinssystem in seiner sozialpolitischen Bedeutung neben viele andere Institutionen wie Privateigentum oder Rechtssicherheit, welche in einem liberalen Gesellschaftssystem breiten Bevölkerungsschichten den Ausbruch aus der Malthus'schen Armutsfalle¹ ermöglichen. Jahrhundertlang war es Adelligen

und Klöstern vorbehalten, Vermögenswerte zu bilden und diese über ein Menschenleben hinaus der Zukunft zu überlassen. Das gemeine Volk blieb Generation für Generation im Subsistenzminimum gefangen. Die Früchte ihrer Arbeit wurden aufgezehrt durch die einzige Ressource, über die sie verfügten: die Zahl ihrer Nachkommen. Das Bevölkerungswachstum war die einzige Chance zum Aufbau der Ressourcen für die Einkommenserzeugung, gleichzeitig drückte es den Wohlstand auf das erdenkliche Minimum; Fluch und Segen zugleich.

Der Kapitalmarkt und das Zinssystem ermöglichten den Ausbruch breiter Gesellschaftsschichten aus der Malthus'schen Subsistenzfalle durch ein liberales Wirtschaftssystem, schufen Wirtschaftswachstum und verbesserten den Wohlstand. Es lohnte sich, Kapital langfristig zu investieren: insbesondere Firmen zu gründen, deren Zeithorizont über das eines einzelnen Menschenlebens hinausging. Aber auch Staaten erhielten die Möglichkeit, über Schulden statt über den Steuervogt ihre Defizite zu finanzieren. Diese Wachstumsoption hatte stets auch ihre Schattenseiten: Griechenland und Argentinien sind nur die aktuellsten Beispiele aus der langen Geschichte von Staatspleiten.

Ob dabei die Zinssätze das Wachstum trieben oder das Wachstum die Zinssätze war in der ökonomischen Diskussion Gegenstand hitziger Debatten und dauert bis zum heutigen Datum an. Wachstumskritiker monieren, dass die Kapitalmarktinvestoren – namentlich die Aktionäre – zur Verzinsung ihres Kapitals einen ungebührlichen Wachstumsdruck auf die Wirtschaft erzeugen und die nachhaltige Nutzung der natürlichen Ressourcen gefährden. Die andere Sichtweise postuliert, dass wirtschaftliches Wachstum ohne eine minimale Kapitalverzinsung unmöglich sei, da die langfristige

¹ Thomas R. Malthus (1766 – 1834) stellte die Theorie auf, dass im Zuge der wirtschaftlichen Entwicklung dem linearen Anstieg der Nahrungsmittelproduktion ein exponentielles Bevölkerungswachstum gegenüberstehe. Dadurch würden die Löhne unweigerlich auf das Existenzminimum gedrückt. Nach dieser Theorie hat eine sich entwickelnde Wirtschaft überhaupt keine Chance, der Armutsfalle zu entkommen.

„Seit Beginn der 80er Jahre befinden sich die Zinssätze ... in sämtlichen westlichen Staaten auf dem Sinkflug.“

Kapitalbildung – etwa für Infrastrukturinvestitionen oder Bildung und Medizin – in einer wachsenden Wirtschaft unerlässlich sei.

Doch wo liegt das richtige Mass für den langfristigen Aufbau des volkswirtschaftlichen Kapitalstocks? Die Ökonomen haben vor fast einhundert Jahren begonnen, sich den Kopf über diese Frage zu zerbrechen: Da ein nachhaltiges Wachstum angestrebt werden soll, das dauerhaft aufrechterhalten werden könnte, macht es weder Sinn, die gesamten Einkünfte zu sparen, um den maximal möglichen Kapitalstock aufzubauen, noch alles zu konsumieren, damit gar kein Kapitalstock entsteht. Wo liegt also das Optimum? Der bekannte Nationalökonom Carl Christian von Weizsäcker hat bereits in seiner Basler Dissertation² eine erstaunlich einfache Antwort gefunden, die als „Goldene Regel“ (oder etwas pathetischer als „Goldenes Zeitalter des Wachstums“) bekannt wurde: Das optimale Wachstum einer Wirtschaft liegt dort, wo die langfristige Wachstumsrate mit dem Zinssatz übereinstimmt. Wie bei allen ökonomischen Gesetzen handelt es sich um eine Charakterisierung, welche unter bestimmten Annahmen gilt – aber für die folgenden Überlegungen sind diese nicht von Belang.

Was bedeuten diese Überlegungen für die aktuelle Zins-situation? Seit Beginn der 80er Jahre befinden sich die Zinssätze – real und seit neustem auch nominell – in sämtlichen westlichen Staaten auf dem Sinkflug. Mit der expliziten Nullzinspolitik der wesentlichen Notenbanken sind die Zinssätze, selbst für Laufzeiten von zehn Jahren, praktisch auf dem Nullpunkt angelangt.

Selbst wenn man die Inflationserwartungen aus den Überlegungen ausklammert, ist dieses Zinsumfeld alarmierend.

Eine Nullverzinsung langfristigen Kapitals bedeutet, dass der Aufbau des Kapitalstocks nicht entschädigt wird und unterbleibt. Die Leute ziehen es vor, Geld auszugeben anstatt zu investieren, denn Verzicht wird ja nicht honoriert. Dies kann sich nur eine Gesellschaft leisten, die keine Zukunft hat oder der zukünftige Generationen egal sind. Und darin liegt wohl genau das Problem einer unablässig alternden Gesellschaft.

Man wird sofort einwenden, dass der soeben beschriebene Sachverhalt des Nullsparens gar nicht den tatsächlichen Verhältnissen entspreche. Tatsächlich bestätigen die einschlägigen Statistiken, dass in der westlichen Welt gespart wird, was das Zeug hält! Wie verträgt sich diese Beobachtung mit den tiefen Zinssätzen? Die Tugenden der einzelnen Individuen müssen sich nicht zu einem gesamtwirtschaftlich optimalen Verhalten aufsummieren. Der Einzelne verspricht sich vernünftigerweise vom Sparen aufs Alter – einmal unabhängig von der Höhe der Zinssätze – einen gesicherten Lebensabend. Das ist ja genau die Logik des Zwangssparens bei kapitalgedeckten Vorsorgesystemen. Dieses dürfte zukünftig, vielleicht in Form einer Versicherung für die immer horrenderen Pflegekosten, noch an Bedeutung gewinnen. Da es in einer alternden Gesellschaft immer teurer und schwieriger durchzusetzen wird, die Kosten der alternden Bevölkerung ohne Gefährdung des „Generationenvertrags“ den Arbeitstätigen zu überbürden (Umlageverfahren, wie bei der AHV), scheint das kollektive Zwangssparen fürs Alter die geeignete Lösung zu sein – in der Schweiz seit 1985 durch das Bundesgesetz (BVG) verankert und internationales Vorzeigemodell. Natürlich ist man bei diesem System auf Gedeih und Verderben von den Erträgen aus dem angesparten Kapital angewiesen, sonst ist das „Goldene Alter“, nämlich die „Fortsetzung der gewohnten Lebenshaltung in angemessener Weise“ (Zielsetzung des BVG), akut gefährdet.

Diese Gefährdung ist äusserst real und keineswegs zufällig: Woher soll in einer alternden Gesellschaft eine genügende Kapitalverzinsung kommen? Aufgrund der „Goldenen Regel“ gibt es ohne Wachstum keinen Kapitalertrag, und eine alternde Gesellschaft benötigt – etwas plakativ formuliert – weder Wachstum noch einen Kapitalstock! Man akkumuliert kein

² Der Titel dieser beachtenswerten Arbeit lautet *Wachstum, Zins und optimale Investitionsquote* (Kyklos Verlag Basel und J.C.B. Mohr, Tübingen, 1962) und brachte den dreiundzwanzigjährigen Verfasser in den Olymp der Nationalökonomie, nämlich ans berühmte M.I.T. Die Wissenschaft lag ihm als Sohn des Physikers und Friedensforschers Carl Friedrich von Weizsäcker im Blut. Nach einem Abstecher nach Bern wirkte er von 1986 – 2003 als Ordinarius an der Universität Köln, seit 2003 arbeitet er am Max-Planck-Institut in Bonn.

„Schon heute ist ein Grossteil des vermeintlichen Kapitalstocks der Vorsorge in staatlichen Schuldtiteln investiert – von Gold keine Spur...“

zinstragendes Kapital, sondern zinslose Liquidität. John M. Keynes³ meinte in einem ähnlichen Zusammenhang: „Midas stirbt auf einem Berg von Gold, der Rentier (bedeutet: Rentner, Anm. der Redaktion) ertrinkt in Liquidität.“

Die tiefen Zinssätze sind daher die gesamtwirtschaftliche Konsequenz der Sparwut beim gleichzeitigen Mangel an Kapitalanlagen, die über das durchschnittliche Rentneralter hinausgehen. Der allseits beklagte Anlagenotstand sowie die Unmöglichkeit, die in den Vorsorgeplänen während den goldenen Zeiten des Wachstums festgeschriebenen Renditeziele zu erfüllen, sind unübersehbare Indizien dieses Dilemmas. Von Weizsäcker hält in dieser Situation die vermehrte Emission von Staatspapieren als geeigneten Lösungsansatz: Wenn schon langfristige, reale Investitionsmöglichkeiten fehlen, so soll der Staat mit seinen Schuldtiteln für Ersatz sorgen. Man kann sich unschwer vorstellen, wie dieser Vorschlag in der Gilde der liberalen Ökonomen aufgenommen wurde. Zu Unrecht – man könnte ja mit den Mitteln beispielsweise die Steuern reduzieren. Die ganze Aufregung ist sowieso umsonst – denn bei einem Zinssatz von null wächst die Staatsschuld nicht weiter an und ist in ihrer Wirkung völlig äquivalent zu einer umlagefinanzierten Lösung. Ausser, dass sie politisch einfacher umzusetzen ist. Und nicht zu vergessen: Schon heute ist ein Grossteil des vermeintlichen Kapitalstocks der Vorsorge in staatlichen Schuldtiteln investiert – von Gold keine Spur.

Aber in einem zentralen Punkt ist die vorangehende Diskussion höchst unbefriedigend, ja unreal: Das Argument der demografischen Alterung kann wohl für einzelne überalterte Volkswirtschaften zutreffen, vielleicht sogar mehrere ähnlich gelagerte Nationen, aber sicher nicht für die Weltwirtschaft insgesamt. Man denke an die Schwellenmärkte: Hier herrscht

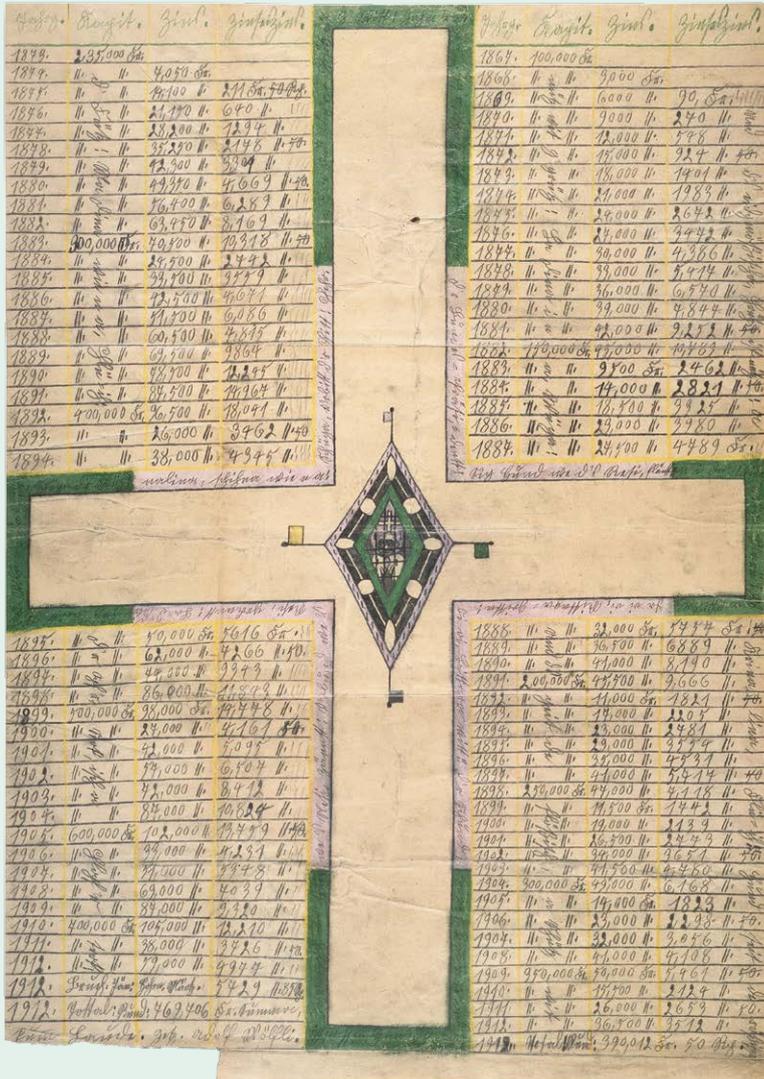
weder Wachstumsnotstand noch ein Mangel an langfristigen Investitionsmöglichkeiten. Aber es wären natürlich riskante Investitionen in politisch ziemlich instabilen Systemen, und schnell kämen ethische Fragen auf: Dürfen sich die Sozialsysteme der entwickelten Länder „auf Kosten“ sich entwickelnder Staaten sanieren? Demografische Diversifikation oder Zahlungsbilanzausgleich mögen rationale Argumente sein, aber am Schluss beugen sich die Kapitalmärkte sozialetischen Normen.

Wir können die vorangehenden Gedanken auf folgenden Punkt bringen: Ein Zins von null bedeutet ein sozialökonomisches „no future“ und widerspiegelt ein gesellschaftliches Verständnis, welches das Gegenwärtige überhöht und überbewertet. Darüber sollten wir diskutieren, es könnte anregend sein. ●

HEINZ ZIMMERMANN

ist Professor für Finanzmarkttheorie am Wirtschaftswissenschaftlichen Zentrum der Universität in Basel. Er ist spezialisiert auf Zinspolitik und angewandte Finanzmarkttheorie. Als Autor schreibt er regelmässig für das Journal of Financial Markets and Portfolio Management. Der Berner Wissenschaftler lebt in Basel.

³ Der zum Lord geadelte J. M. Keynes (1883 – 1946) gilt als Jahrhundertökonom. Unabhängig davon, ob man mit seinen Theorien einverstanden ist oder nicht, werden seine Leistungen als bahnbrechend betrachtet. Neben seiner bekannten und ebenso umstrittenen antizyklischen Konjunkturtheorie hat er grundlegende Arbeiten zur Geldtheorie oder zum Preisverhalten auf Wertpapier- und Futuresmärkten verfasst. Er war ein äusserst erfolgreicher Investor an der Börse. Als Chefunterhändler war er an der Bretton Woods Konferenz, wo nach dem zweiten Weltkrieg eine neue Weltwährungsordnung geschaffen wurde, auch aktiv politisch tätig.



Adolf Wölfli, *Zinsrechnung*, 1912, Bleistift und Farbstift auf Javapackpapier, Adolf-Wölfli-Stiftung, Kunstmuseum Bern, Bern.

IMAGINÄRES KAPITAL

Adolf Wölfli wurde 1895 mit der Diagnose Schizophrenie in die Berner Irrenanstalt Waldau eingewiesen. Dort blieb er bis zu seinem Tod im Jahr 1930. Da ihm die Aussenwelt verschlossen blieb, schuf er sich seine eigene Umgebung. Sein Werk umfasst ungefähr 3000 Zeichnungen, Collagen und 25 000 zu Heften gebundene Seiten mit Erzählungen, Gedichten und Musikkompositionen. Diese sogenannte „Sankt Adolf Riesen Schöpfung“ bestand aus einer fiktiven Jugend, einer glorreichen Zukunft und einem weltumspannenden Reich. Dafür brauchte es Geld. Sehr viel Geld. Wie sein gesamtes Werk potentiell unendlich ist, war Adolf Wölfli fasziniert von der potentiellen Unendlichkeit der Vermehrung des Geldes durch Zins und Zinseszins.

Seinem formalen Ordnungsbedürfnis folgend, schuf er ein imaginäres Vermögen durch die Repetition von Zinsrechnungen in einer mandalaähnlichen Anordnung. Seine Zinsrechnungen kommen von nirgendwo und führen nirgendwo hin.

Wölfli fand Gefallen darin, sich durch unendliche Zinsrechnungen reich zu rechnen. Damit hatte er ja nicht ganz unrecht. Ein Franken seit der Zeit der Medici zu vier Prozent verzinst, wäre heute das grösste Vermögen der Welt. Nur ist die reale Finanzwelt leider durch Brüche, Diskontinuitäten und vom Zufall geprägt. Dies erfuhr der Schöpfer des „Sankt Adolf Weltreichs“ in seiner Zelle aber nur aus den Medien. Er liess sich davon nicht stören. pf

Adolf Wölfli (*1864, Bowil, †1930, Bern) lebte über 30 Jahre als Insasse in der Klinik Waldau in Bern.

Als Autodidakt erschuf er ein umfangreiches Werk aus Zeichnungen, Dichtungen und Musikkompositionen. Wölfli gilt als einer der wichtigsten Vertreter der „art brut“.

„ICH BIN EIN SPARJUNKIE“

Fünflibervereine gehören seit 1874 zur Baselbieter Vereinslandschaft. Rechtschaffene Bürger hielten schon früher die Foifliber gern zusammen. Bis heute ist das Vereinssparen beliebt. Doch die Eidgenössische Finanzmarktaufsicht versuchte diese schöne Tradition zu zerstören.

Ingrid Schindler

Für alles und jedes gibt es in der Schweiz einen Verein.

Die Verflechtung mit dem weit verzweigten und tief verankerten Wurzelwerk der lokalen Vereinskultur scheint dem Homo Helveticus wie direkte Demokratie und Chäsfondue im Blut zu liegen. Einen Schützen-, Sport- und Heimatverein, eine Pfadi, Jodel- und Musikgesellschaft, das hat so gut wie jeder Ort. Eine Gemeinde, die auf sich hält, zelebriert die Gemeinschaftsfreizeit freilich weit mehr. Je nach Alter und Interesse vergnügt sich der Bürger im Theater-, Familiengarten- oder Alphornverein, spielt Handball, Schach oder Badminton im Club, tritt der Bastel- oder Seniorengruppe bei und verbandelt sich mit anderweitigen Gleichgesinnten. Etwa den „Hirnlosen“, „Halbstarken“, „Schiiheiligen“ oder Kleintierzüchtern, um Therwil BL als Beispiel zu nennen. Die 9500-Seelen-Gemeinde verzeichnet 69 Klübli und Körperschaften im Vereinsverzeichnis. Alles ganz normal und nachvollziehbar, gleich und gleich gesellt sich gern. Aber was treibt den Therwiler, die Therwilerin in den Fünfliberverein?

Der Fünfliberverein verschreibt sich dem tieferen Zweck, „einen Weg zu weisen zur Wohlfahrt des Volksganzen ohne staatliche Einmischung“. Dies, indem er Einlagen seiner Mitglieder entgegennimmt, wie es der Verband aller Basellandschaftlicher Fünflibervereine verklausuliert umschreibt. Bis 2010 nannte sich das Ganze kurz und griffig Sparverein. Im

Kanton Basel Landschaft sind Sparvereine gang und gäbe. Früher waren sie so gewöhnlich wie die Feuerwehr. In Zeiten von E-Banking und Niedrigzinsen sind sie rückläufig, aktuell sparen noch 6067 Gleichgesinnte in 46 Baselbieter Gemeinden im Verein. Oft wird die Mitgliedschaft von einer Generation auf die nächste übertragen. Oder man wächst über die Anstellung bei der Basler Kantonalbank in den Verein hinein. So erging es Hanspeter Läubli aus Lupsingen BL, dem aktuellen Präsidenten des Verbands Basellandschaftliche Fünflibervereine. Vor seiner Pensionierung war der 64-Jährige bei der Basel Landschaftlichen Kantonalbank im Kreditbereich tätig. Er erklärt, wie das Sparen im Verein vor sich geht.

Nicht den Lohn verprassen

Alle fünf Jahre startet ein neuer Sparzyklus. Wann er beginnt, ist von Gemeinde zu Gemeinde verschieden, ebenso, wie viel der Einzelne regelmässig auf die Seite legt. Voraussetzung ist, der Betrag lässt sich durch fünf teilen. Der Fünfliber ist der Minimaleinsatz. Fünf Jahre lang wird Monat für Monat derselbe Betrag entrichtet. Jedes Vereinsmitglied entscheidet selbst, ob es einen, hundert oder mehr Fünfliber im Monat spart. Eine Begrenzung nach oben gibt es bis jetzt nicht. Allerdings würde die geplante Umsetzung der Fatca, des Steuerabkommens Schweiz–USA, über die Meldung von in den Staaten steuerpflichtigen Einnahmen, eine Begrenzung der Spareinlagen pro Mitglied und Monat auf etwa 700 Franken nach sich ziehen, ist sich der Lupsinger Obersparer sicher.

Früher schmiss man das vom Mund Abgesparte und vom Lohn Abgezackte in Sparkästen ein, die im Gasthaus, Milchhüsli, Schul- oder Gemeindehaus oder in der Post an der Wand befestigt waren. „Haperte es mit dem Sparen, gingen die Vereinskassiere schon mal persönlich bei den Leuten vorbei, damit sie den Lohn nicht auf den Kopf hauten und in der Beiz versoffen. Der Dorfpfarrer machte seinerseits am Sonntag in der Predigt ordentlich Druck, dass jeder im Dorf seinen Batzen auf die Seite legte“, erzählt Läubli.

Auch im Welschland kennt man das Sparen „en cagnottes“. Cagnottes sind in Kneipen angebrachte Sparkassen mit nummerierten Fächern und Schlitzern für den Geldeinwurf eines jeden Vereinsmitglieds. Manchmal sind solche Sparkassen

INGRID SCHINDLER

Die St. Gallerin mit Münchner Wurzeln ist Germanistin und Romanistin und lebt seit 25 Jahren als Journalistin in der Schweiz. Sie hat sich auf Lifestyle-Themen (Food, Reisen, Landleben) spezialisiert, für die meisten grossen Zeitungen im Land geschrieben und gehörte zuletzt dem Gründungsteam der Schweizer LandLiebe an. Sie besass, wie alle Kinder ihrer Zeit, ein Sparschwein. Die Bank, auf die sie es damals trug, gibt es nicht mehr. Es war nicht leicht, der Sache mit den Sparvereinen auf den Grund zu gehen. Nach dem Motto „schlafende Hunde weckt man nicht“ hält sich der Verband der Basellandschaftlichen Sparvereine seit der Einigung mit der Finma ziemlich bedeckt.

„Bei dem heutigen Zinssatz könne man sich keine Verwaltungs- und Korrespondenzkosten leisten.“

noch in alten Beizen zu sehen. Wie bei den Baselbieter Sparvereinen kam einmal im Monat der Kassier, leerte die Kassen, notierte die Beträge und brachte sie auf die Bank. Wenn es dann alle fünf Jahre zur Auszahlung kam, blieben die Zinsen häufig in der Beiz. Sie gingen für das kollektive Mahl der Sparer drauf. Was für ein Fest, wenn auch der Arme seinen Batzen bar auf die Hand bekam!

Ein halbes Prozent mehr

Das Grundprinzip der früheren Sparvereine – persönlich bar einzahlen, persönlich bar auszahlen – ist längst überholt. 1973 gingen die Geldeintreiber in der Basler Landschaft zum letzten Mal von Tür zu Tür. Die geselligen Zusammenkünfte im Sparlokal und das grosse Fest bei der Auszahlung sind Vergangenheit. Sehr zum Bedauern von älteren Mitgliedern, so Läubli. „Denen fällt das Akzeptieren der Überweisung per Dauerauftrag oft schwer. Das Gemeinschaftssparen ist unpersönlich geworden, obwohl man natürlich immer noch die Mitglieder kennt.“

Heute stellt häufig die Kantonalbank den Kassier, oft auch den lokalen Vereinspräsidenten. Die Chargierten führen ihre Ämter freiwillig und ehrenamtlich aus. Bei dem heutigen Zinssatz könne man sich keine Verwaltungs- und Korrespondenzkosten leisten. „Dreimal im Jahr einen Brief zu verschicken, liegt nicht drin. Noch nicht mal eine Weihnachtskarte. Sonst bleibt nichts übrig vom Zinsgewinn.“

Gute Beziehungen zur Hausbank zahlen sich für den Verband aus. Traditionsgemäss werden die Gelder, zwischen 12 und 18 Millionen Franken, bei der Basel Landschaftlichen Kantonalbank als Spareinlagen oder Kassenobligationen angelegt. Einzige Ausnahme bildet Therwil, wo der Sparbatzen bei der Raiffeisenbank arbeitet. „Weil halt der dortige Vereinspräsident als Angestellter zur Raiffeisen gewechselt hat.“ In guten Zeiten, als man aufs Sparbuch sechs Prozent Zinsen bekam, haben die Einlagen sieben bis acht Prozent Zinsen gebracht. In der Regel liege der Zinssatz, den die Spar- bzw. heutigen Fünflibervereine mit der KB aushandeln, um ein halbes bis ein ganzes Prozent über den üblichen Sparzinsen. Doch die Zeiten seien vorbei, als der Sparbatzen der Vereine bei der Bank noch sehr willkommen gewesen sei. Heute müsse

man froh sein, wenn keine Negativzinsen anfallen, so Läubli. Ein halbes Prozent Zins, das ist nicht schlecht. Um den Zinsgewinn dürfe es einem heute nicht mehr gehen, sind sich Vereinsparer wie Hanspeter Läubli und sein Kollege Benno Hasler einig.

„Spare in der Zeit, so hast du in der Not!“

Benno Hasler ist Präsident des ältesten Schweizer Sparvereins. „Mir geht es ums Sparen an sich. Ich bin ein Sparjunkte“, gesteht der 48-jährige Gelterkinder, der ebenfalls einen Hintergrund als Kantonalbänkler hat. Hanspeter Läubli war sein Lehrmeister auf der Bank und bei ihm hat er quasi das Sparen gelernt. Heute arbeitet Hasler in der Ikea-Verwaltungszentrale, Abteilung Finance & Controlling, und ist in drei Fünflibervereinen Mitglied. „Es macht mir einfach Spass.“ Ihm geht es darum, „überhaupt etwas zu sparen und um die Förderung des Spargedankens generell“. Und wofür? Für einen Ausnahme-Urlaub etwa, wie Ferien auf den Malediven, so Hasler. Oder für Christmas-Shopping in New York, so Läubli, der Mitglied in fünf Fünflibervereinen ist. Extrausgaben tun auf diese Weise nicht weh.

Der ursprüngliche Zweck der Förderung des Sparwillens war ein anderer, liest man in der Festschrift „50 Jahre Verband Basellandschaftlicher Sparvereine 1929 – 1979“ nach. Dort steht in den Schlussbetrachtungen: „Der Nutzen der Sparvereine zeigte sich vor allem in der gezielten Förderung eines gesunden Sparsinns. Hunderttausende von Franken wären ohne die Sparvereine nicht zurückgelegt worden, sondern womöglich in verschwenderischem Luxus und in Genussucht aufgegangen oder sonst nutzlos verbraucht worden. Das alte, noch immer in voller Gültigkeit stehende Sprichwort: ‚Spare in der Zeit, so hast du in der Not!‘ hat wieder einmal mehr seine Berechtigung erwiesen. Sicherlich verdanken viele Mitglieder dem Sparverein, der sie von Jugend auf zum Sparen und damit zur Selbsterziehung und Charakterstählung erziehen half, ihr erfolgreiches Fortkommen.“ Und weiter heisst es: „... viele erinnern sich dankbar der von einem wackeren Lehrer, tüchtigen Landwirt, Angestellten oder Arbeiter geführten Sparvereinskasse, die den Grundstock zu klugem Einteilen und umsichtigen Wirtschaften, zu Energieentfaltung und

„Über 130 Jahre hatten die Schweizer Sparvereine solide, unbescholten, skandalfrei und unbehelligt gewirtschaftet.“

Schaffensfreude gelegt hat.“ Nicht zu vergessen der Gemeinsinn, den das Vereinssparen fördere, indem man sich „über politische und konfessionelle Unterschiede hinweg einander die Hand reiche“.

Die Fünfliber der Posamenter

In Zürich, St. Gallen und anderen Deutschschweizer Regionen kennt man dieses Sparmodell kaum. Warum es ausgerechnet im Kanton Basel Land, vor allem im oberen Baseltal, auf so fruchtbaren Boden gefallen ist, wissen Hasler und Läubli nicht. Entstanden ist das Phänomen des risikofreien Gemeinschaftssparens in den Anfangszeiten der deutschen Arbeiterbewegung, die neben der Bildung von Parteien, Gewerkschaften und sozialen Einrichtungen auch die Entstehung von Sport-, Gesangs-, Waldheim- oder Wohlfahrtsvereinen mit sich brachte. 1847, ein Jahr, bevor Marx und Engels *Das Kommunistische Manifest* herausgaben, fand sich in Deutschland die erste Gemeinschaft von Kleinstsparerern zusammen. Zunächst wurden die Sparvereine im protestantischen Norddeutschland, später auch im katholischen Süden und in Österreich populär. Oft waren gesellige Anlässe wie „Landpartien, Mondscheinfahrten, Maskenbälle, Eisbeinessen“ u.v.m. mit der Mitgliedschaft verbunden, wie das Beispiel des Prenzlauer Sparvereins Windmühlenberg zeigt. Nach dem Ersten ebenso wie nach dem Zweiten Weltkrieg blühten die Sparvereine jeweils auf.

1874 wurde der erste Sparverein der Schweiz in Gelterkinden BL gegründet, das mit rund 300 Posamenterstühlen und zwei Seidenbandfabriken ein Zentrum der Baselbieter Seidenbandweberei war. Die Posamenterei, abgeleitet vom französischen Begriff *Passementerie*, wurde von französischen „Huguenotten“ und holländischen Flüchtlingen im 16. Jahrhundert eingeführt und bot vielen der kleinen Baselbieter Kirschenbauern bis in die ersten drei Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts einen bescheidenen, aber zuverlässigen und lebenswichtigen Zusatzverdienst. Die Landwirte waren Kleinstunternehmer, die Heimposamenterei eine selbständige und nicht organisierte Arbeit, die unternehmerisches Denken im Kleinformat verlangte. Der Bauer bestimmte selbst, wie lange er und die Familienmitglieder am Bandwebstuhl und an den Spulen sassen, und musste selber den Stuhlzins, die Kosten für den Unterhalt der Webstühle, das Lichtöl und die Boten für den Transport der Seidenbänder zu den Verlegern nach Basel berechnen. Bezahlen liessen sich die Posamenter angeblich lieber in barer Münze. Vor allem im Foiflibertal soll man mehr Wert auf den Fünfliber gelegt haben denn aufs Papier-

geld. Wen wundert, dass es in Bubendorf, Ziefen, Lauwil und Reigoldswil, den Gemeinden des Foiflibertals, auch heute noch Fünflibervereine gibt.

Der Schock

Über 130 Jahre hatten die Schweizer Sparvereine solide, unbescholten, skandalfrei und unbehelligt gewirtschaftet. Nie brannte ein Kassier mit den Einlagen der Sparer durch. Eine bewährte Tradition, die auf Anstand, Ehrlichkeit und Gemeinschaftssinn basiert. Es war ein Schock, als 2010 die Eidgenössische Finanzmarktaufsicht Finma ausgerechnet den rechtschaffenen Sparvereinen illegales Geschäften vorwarf. Sie forderte sie auf, ihre Spartätigkeit mit sofortiger Wirkung einzustellen. Das kam einer Liquidation gleich. Die Finma stufte die gewerbsmässige Entgegennahme von Geldern von mehr als 20 Personen als unrechtmässig ein. Als weitere Verstösse gegen das (wesentlich jüngere) Eidgenössische Bankengesetz wertete sie die Verwendung des geschützten Ausdrucks „Sparen“, der Banken vorbehalten ist, und dass keine Bankgarantie vorlag. Nach aufregenden Verhandlungen wurde schliesslich eine Lösung gefunden: Die Basellandschaftliche Kantonbank sowie die Raiffeisenbank garantieren seither den Einlegerschutz und die Sparvereine benannten sich in Fünflibervereine um.

Schwierig ist nur, die Begriffe „Sparen“ und „Spar-“, ganz aus dem Vokabular der Vereine zu verbannen, wie es die Finma fordert. „Wir dürfen sie weder in den Statuten noch in der Werbung oder auf einer Homepage verwenden“, führt Präsident Hanspeter Läubli aus. Deshalb ist es so harzig, im Internet etwas über den Verband Basellandschaftlicher Sparvereine zu erfahren. Dabei ist das Mitgliedwerden einfach und sind neue Mitglieder sehr willkommen. So kann beispielsweise ohne weiteres ein St. Galler neu Vereinsmitglied in Lupsingen oder eine Rapperswilerin Mitglied in Therwil werden, vorausgesetzt, er oder sie hat Wohnsitz in der Schweiz. Und man kann natürlich auch Mitglied in mehreren Spar-, Pardon, Fünflibervereinen werden.

Seit 20 Jahren hat sich die Mitgliederzahl in etwa halbiert. Der Mitgliederschwund ist denn auch das Einzige, was Hanspeter Läubli und Benno Hasler Sorge macht. An der schönen Vereinstradition halten die beiden Baselbieter jedoch mit unverminderter Freude fest. Läubli ist daneben noch Mitglied im Lupsinger Fussball- sowie im Tennisverein, Hasler im Gelterkinder Sport- sowie im Schwimmverein. In Gelterkinden hat es neuerdings auch einen Bierkellerverein. Benno Hasler ist schon als Mitglied dabei. Ausser in der eigenen Familie, wo sonst könnte man neue Mitglieder abholen? Im Verein natürlich. ●

**„Der Pfennig
ist die Seele der
Milliarde.“**

Grete Schickedanz (1911 – 1994),
Unternehmerin (Quelle)





PRESTIGE OBLIGE

Jessica Craig-Martin, ursprünglich Fotografin für Hochglanzmagazine wie Vogue oder Vanity Fair, kennt die Celebrity-Parties, Galas und Benefizveranstaltungen der Schönen und Reichen aus dem „Inner Circle“. *Standard Excess*, der Titel dieser Fotoserie, benennt die ausufernde Entwicklung von zelebrierter Masslosigkeit, die sich seit den 90er Jahren in der Finanzwelt, der Kunstszene oder im Umfeld der Stars und Sternchen manifestiert.

Doch was bleibt vom Reichtum eines Menschen, wenn sein „Geldstil“ darin besteht, das Vermögen auf einer Bank oder in Aktien anzulegen? Bis ins späte Mittelalter war das Sparen unter Machthabern und Klerikern verpönt. In Prunk und Über-

fluss sollte sich das Besitztum darbieten. Und Kaufleute investierten ihre Gewinne in den Statuskonsum repräsentativer Architektur und Kunst. Noch heute erfreuen wir uns dieses Erbes.

Aber Craig-Martin wollte nicht mehr nur die sonst unerreichbaren und schillernden Persönlichkeiten porträtieren und begann auf Nebensächlichkeiten und Fragmente zu achten. Und es sind diese Detailaufnahmen, die einen Blick hinter die glamourös geschmückten Fassaden gewähren. „Sie zeigen uns die Kehrseite eines luxuriösen Lebenswandels und dessen gesellschaftlich diktierten Eitelkeiten“¹. nk



Jessica Craig-Martin, *Real Beauty (AmfAR Benefit, Cannes)*, 2008, aus der Serie *Standard Excess*, C-Print, ©Jessica Craig-Martin, Courtesy Galerie Andres Thalmann.

Jessica Craig-Martin (*1963, Hanover, New Hampshire) lebt und arbeitet in New York. Sie studierte Anthropologie an der New York University. Während eines Fotokurses entdeckte sie ihre Begeisterung für Luxus und Exzess. Ihre Fotografien wurden unter anderem im Museo Nacional Centro de Arte Reina Sofía, Madrid, und der Schirn Kunsthalle Frankfurt gezeigt.

¹ Marie-Louise Lischewski in *Jessica Craig-Martin – Standard Excess*, hrsg. von der Galerie Andres Thalmann, 2012, S. 4.

WARUM KEIN ELEFANT?

Ingrid Schindler

Der Klassiker ist kugelrund, kurzbeinig, pink oder rosa und besitzt, ganz wichtig, immer einen Schlitz. Das Exemplar von pro Juventute hat sogar deren vier: für „Ausgeben“, „Sparen“, „Investieren“ und „Gute Tat“. Manchmal prangen bunte Pünktchen, Blümchen, Kleeblätter oder ein Schriftzug darauf: „Alles Meins“, „Hochzeit“, „Traumreise“ oder „Schwarzgeld“, „Notgroschen“, „Kaffeekasse“. Kaum ein Kind, das nicht mit seiner Hilfe lernen soll, mit Geld umzugehen. Warum wir unser voriges Münz allerdings ausgerechnet einem Keramik- oder Plastikschweinchen anvertrauen und nicht einer trächtigen Charolais-Kuh, einem Elefanten, auch schön rund, dem dicken Bauch eines Nashorns oder einem Gold- respektive Dukatenesel, das weiss allein der Pleitegeier.

Vielleicht liegt es am Glück, das so ein Schweinderl, wie es der Mensch vor 9000 Jahren zu züchten begann, seit ewigen Zeiten symbolisiert. Wer Schwein hatte, hatte einige Monate gut zu essen: Würste, Speck, Schmalz und vieles mehr. Jeder Teil des Tiers lässt sich in wertvolle Kalorien ummünzen. Schon im Altertum stand das Schwein jedenfalls für Wohlstand, Glück und Fruchtbarkeit. An Neujahr reichte man deshalb ein sauber gewaschenes Ferkel herum. Wer es berührte, dem stand ein gutes Jahr ins Haus, so der Aberglaube. Später stellte man an Neujahr Marzipanschweinchen auf den Tisch.

Geld und Glück liegen nah beisammen. Sie haben – zumindest war das vor der Erfindung von Kunststoff so – tönernen Füsse und kurze Beine. Obschon es im Laufe der Zeit alle möglichen Behältnisse – Terracotta-Kassen mit Schlitz, Strümpfe, Säcke, Blechbüchsen, Eisenschränke, Porzellantiere u.a. – für das Zurücklegen von Münzen gab, setzten sich die piggy banks, wie die Engländer dazu sagen, in den letzten Jahrhunderten durch. Daseinszweck: geschlachtet werden. Es hätte genauso gut Eichhörnchen, Käfer, Hühner, Esel oder, erst recht, Elefanten treffen können. Schliesslich gilt Ganesha, der Elefantengott, im Hinduismus als Glücksbringer erster Güte.

Schon die Römer kannten Spardosen aus Ton zum Zerschlagen, aber noch kein Schwein. Um den Rang des ältesten, tönernen Sparschweins mit Schlitz konkurrieren bislang ein chinesisches und ein thüringisches Exemplar aus dem 13. Jahrhundert. Ausserdem gibt es noch die Reste eines rheinländischen Sparschweins, das ein Herr Spiess von Büllenheim auf Burg Schweinheim bei Euskirchen um 1576 erfunden haben soll. Die Schweinheimer Scherben hat anscheinend noch niemand zusammengesetzt, ein Sparschweinschutz-Verein hat sich aber schon mal konstituiert.

Seit 1924 in Mailand der erste Weltspartag ins Leben gerufen wurde, regen die Sparkassen Kinder und Jugendliche mit kleinen Vergünstigungen und Geschenken dazu an, an diesem Tag ihr Schweinchen zum Schlachten auf die Bank zu

„Schon im Altertum stand das Schwein jedenfalls für Wohlstand, Glück und Fruchtbarkeit.“

bringen, um „mehr aus ihrem Ersparten zu machen“. Dieses Jahr ist das am 30. Oktober.

Im Internet findet man unter anderem bei www.gummi-bären-versand.de ein breites Sortiment an Sparschweinen, darunter auch Spardackel und Sparelefanten. ●

SPAR- GESCHICHTEN

Geld und Glück liegen nah zusammen, nicht nur im Sparschwein. Denn wer seine Münzen sammelt, kann heitere Geschichten erzählen: über die Liebe und den Göttibatzen und geheime Sparmassnahmen.

Susi Scheiber

Aarau

„Vor 26 Jahren hat mein damaliger Arbeitgeber mir und meinen Kollegen ein lustiges Weihnachtsgeschenk gemacht: eine 35 Zentimeter hohe sitzende Kuh mit dickem Bauch und fröhlichem Lachen. Leider war die Spardose leer. Aber ich hab mich darüber gefreut, denn ich war damals eine junge dreifache Mutter und wir mussten als grosse Familie auf jeden Franken schauen. Mein Mann war ein starker Raucher und belastete das Haushaltskonto. Oft diskutierten wir darüber, wie viel Geld wir damit einsparen könnten, wenn das benötigte Zigarettengeld in eine Ferienkasse – also die Kuh – gesteckt würde. Aber nichts konnte ihn vom Rauchen abhalten.“

Da beschloss ich, dass ich nun auch mit „Rauchen“ beginnen würde. Täglich zwackte ich eine Summe vom Haushaltsgeld ab, die dem Preis eines Päckchens entsprach. Am Wochenende „rauchte“ ich immer etwas mehr und rundete den Betrag auf. So konnten wir jedes Jahr wunderschöne Ferien planen und durchführen. Leider ist mein Mann vor neun Jahren an den Folgen seiner Rauchersucht gestorben. Mein

neuer Partner rauchte auch. Aber als ich ihm die Geschichte erzählte, hat er damit aufgehört.

Bis heute habe ich keine einzige Zigarette geraucht. Letztes Jahr gründete ich ein Catering-Unternehmen. Seitdem habe ich kaum Platz in meinem Büro. Daher steht die Kuh nun unter meinem Schreibtisch, zusammen mit zwei anderen Sparschweinen für meine Grosskinder.“

Roland Rosenberg

Altendorf

„Als wir 1954 nach Lachen gezogen sind, haben mir meine Eltern mein erstes Sparkässeli geschenkt. Das metallige, silbrige Sparkässeli hatte oben einen Schlitz mit Metallzähnen um Münzen und Noten einzuwerfen. Die Metallzähne dienten dazu, dass die Münzen nicht herausgeschüttelt werden konnten. Meine Eltern haben immer darauf gedrängt, dass der Göttibatzen ins Kässeli kommt. Einmal im Jahr, meistens kurz vor Weihnachten oder Anfang Januar, gingen wir damit zur Kantonbank Schwyz. Der Schalterbeamte öffnete das Kässeli und zahlte das Bargeld auf mein Sparheft ein.

Damals konnte ich ja nicht ahnen, dass ich selbst einmal bei dieser Bank als Kundenberater arbeiten würde! Dreissig Jahre lang habe ich diese Funktion ausgeübt und in der Zeit – jesses! – bestimmt 5000 Sparkässeli geöffnet. Die Kinder schauten mich dann mit grossen Augen an und konnten nicht begreifen, dass sie die Münzen nicht mehr bekommen. Ich erklärte ihnen, dass der Betrag jetzt auf ihrem Sparheft einbezahlt sei, und habe ihnen den Eintrag gezeigt.

Seit einigen Jahren hat sich das Sparverhalten bei den Jugendlichen stark verändert. Sie eröffnen sich schon früh ein Privatkonto live und bekommen das Sackgeld aufs Konto einbezahlt und sind selbst dafür verantwortlich. Auf selbe Konto wird auch der Lehrlingslohn überwiesen. Viele Jugendliche zeigen Sparwillen und überweisen dann per Dauerauftrag einen gewissen Betrag auf ein Sparkonto. Jedoch bleibt es meistens beim Vorsatz und sie beziehen ab dem 20. des Monats das Geld wieder. Möchte man etwas kaufen, wird sofort auf das Ersparte zurückgegriffen und nicht wie früher auf den nächsten Lohneingang gewartet. Sparen bedeutet für sie nur Geldverschiebung, aber nicht sparen!

Für mich bedeutet sparen „Sicherheit für die Zukunft“, einen Notbatzen braucht man allemal im Leben.“

Aufzeichnung: Stephanie Ringel, Foto: Alfons Weber

Elfi und Hansrudolf Knopf

Uetikon am See

„Unser erstes Sparkässeli war mein Verlobungsgeschenk an meine Frau. Ich habe immer wieder den Satz gehört: „Aha, du wolltest deine Frau zum Sparen erziehen!“ Aber das stimmt nicht. Üblicherweise hat man seiner Braut 1964 einen Blumenstrauss und eine Vase geschenkt. In unserer Nachbargemeinde gab es aber einen Spielwarenladen. Meine Frau ging gern dorthin und sie hat mir von dieser Windmühlen-Spardose vorgeschwärmt: aus Holz, mit kleinen Figuren aus dem Erzgebirge, und wenn man am Windrad dreht, spielt sie das Lied *Parade der Holzsoldaten*. Ich habe das besondere Stück für 68.20 Franken gekauft. Der Kaufpreis steht noch auf der Unterseite. Drei Rösli gabs auch dazu.

Wir sind beide Kriegskinder und mussten schmal durch unsere Jugend. Sparen ist uns daher in Fleisch und Blut übergegangen. Wir hatten immer ein Ziel und haben darauf hingespärt. Auf Pump kaufen gibt es bei uns nicht.

Trotzdem war das nicht der Grund, Spardosen zusammenzutragen. Wir haben 290 Stück, früher waren es einmal 550. Wir sind beide Sammlertypen und hatten neben den Dosen auch Hallwag-Taschenbücher, Bierdeckel und Zuckersäckli. Auf unseren Reisen besuchten wir Antikmessen, Brocante, Flohmärkte und wir suchten dort immer nach einzigartigen oder wertvollen Spardosen. Heute findet man nur noch Massenware. Wir sind jetzt beide um die 70 Jahre alt, unsere Töchter haben kein Interesse. Daher verkaufen und verschenken wir die Sammlung langsam.

Die kleine Windmühle behalten wir. Sie steht in einem Setzkasten, der über unserem Kamin hängt. Und meine Frau wirft ihr Münzgeld in andere Spardosen. Die Enkelkinder freut das!“



VOM SPAREN UND TRÄUMEN

Ein Vater-Sohn-Gespräch

Michael Theurillat

„Ich werde nächsten Monat vierzehn“, erklärt mir mein Sohn. „Jetzt spare ich für ein Töffli – ein rotes Puch Maxi.“

„Sehr gut“, sage ich und kann mir ein Grinsen nicht verneifen.

„Was gibt es hier zu lachen?“

„Nichts.“

Ich mache ein Pokerface.

„Aber du hast gelacht.“

Ich verziehe keine Miene. Nicht einmal ein Blinzeln erlaube ich mir. Mit stoischer Ruhe betrachte ich ihn: Er steht vor mir – ein Meter einundachtzig gross. Seit er mich um einen Zentimeter an Länge schlägt – die Messdaten stehen an der Bücherwand –, ist alles irgendwie anders geworden. Für mich eher als für ihn. Er hat Schuhgrösse 48. Auch das ist eine Ansage.

„Also, warum hast du gegrinst?“

„Weil ich weiss, was jetzt kommt.“

„Weisst du nicht.“

„Es geht bestimmt um Geld.“

Schweigen.

Vierzehn ist ein Alter, in dem einem nichts mehr geglaubt wird, ausser man ist in der Lage, es zu beweisen.

„Auf etwas zu sparen ist eine feine Sache“, sage ich.

„Heisst es eigentlich auf oder für etwas sparen?“

„Es geht beides.“

„Bist du sicher?“

„Es steht im Duden. Wollen wir nachschauen?“

„Nein, schon okay.“

„Also ein Töffli.“

„Yep – Götti und Gotti haben gesagt, sie geben je hundert Franken. Dann kommt Grosi mit zweihundert. Jetzt fehlen noch fünfhundert.“

„Die hast du doch auf der Bank, oder?“

„Ja schon. Aber das ist mein Ersparnes.“

„Hast du nicht gesagt, du SPARST auf ein Töffli?“

„Doch schon ...“ Der Grosse zieht die Augenbrauen hoch, wippt von einem Bein aufs andere: „Aber wenn ihr die fünfhundert locker macht, dann muss ich mein Ersparnes nicht aufbrauchen.“

„Aber das ist doch gerade der Sinn“, sage ich. „Ich meine, dass man das Angesparte für etwas Schönes ausgibt.“

„Sicher nicht!“

Nach einer Serie mit Augenaufschlägen lässt sich mein Sohn neben mich auf die Couch fallen. Ein tiefer Seufzer folgt. Mit einem Blick auf das Buch, das ich noch immer in den Händen halte, meint er:

„Wenn du das Ding endlich weglegst, kann ich’s erklären.“

„Das ist kein Ding ...“ Ich zeige ihm den Umschlag:

„Der Dude und sein Zen-Meister – von Jeff Bridges und Bernie Glassman.“

„Der Dude, das ist doch der von *The Big Lebowski*, oder?“

„Genau.“ Ich staune immer wieder, welche Filme mein Sohn mit vierzehn Jahren schon gesehen hat.

„Cool.“

Wir schauen uns wieder an: „Ich bin ganz Ohr“, sage ich.

„Also, erstens: Wenn ich die Kohle auf der Bank brauche, dann habe ich kein Ersparnes mehr. Zweitens: Sparen bedeutet aber Geld zurücklegen, nicht ausgeben. Das Zweitens steht übrigens auch im Duden. Wollen wir nachschauen?“ Unbewusst, vermutlich weil ich eine Denkpause brauche, greife ich wieder zum Buch.

„Willst du jetzt mit mir diskutieren oder lesen?“

„Du brauchst das Geld auf der Bank im Moment doch nicht“, grummle ich. „Da wäre es doch sinnvoll, es jetzt einzusetzen. Für ein Töffli. Viel Zins bekommt man im Moment eh nicht.“

„Das ist auch so ein Scheiss!“

„Was?“

„Dass man keinen Zins bekommt.“

„Eben! Also gib's aus.“

„Nein!“

„Warum nicht?“

„Es ist viel schöner, Geld zu haben, das man nicht braucht, als Geld zu brauchen, das man nicht hat.“

Ich staune. Da liest man überall, die heutige Jugend lebe auf Pump – und dann höre ich so etwas. „Wo hast du denn diesen Satz schon wieder her?“

„Von dir!“

„Ach so.“ Ich gebe mir Mühe, mein Pokerface nicht zu verlieren.

„Überhaupt macht Sparen erst dann Spass“, meint er, „wenn man schon etwas auf dem Konto hat. Von null anfangen ist ätzend. Wie beim Gitarrenspielen – das ist auch erst

„Es ist viel schöner,
Geld zu haben, das man
nicht braucht, als Geld
zu brauchen, das man
nicht hat.“

cool, wenn man ein paar Akkorde drauf hat.“

Es sind meine Sätze, die ich höre. Und ich denke daran, wie ich mich nach den Windel-Wechseljahren, nach Krabbel- und Spielgruppe, Primarklasse und Einmaleins auf die Zeit gefreut habe, in der Gespräche geführt würden. Richtige Diskussionen, in denen Standpunkte geschickt untermauert würden. Mit intelligenten Argumenten. Und nun werde ich mit den eigenen geschlagen!

Ich lache.

„Ihr könnt auch nur dreihundert geben.“

„Das ist eine Geldsammlung“, werfe ich ein. „Eigentlich eine Bettelaktion – mit Sparen hat das nichts zu tun.“

„Zweihundert?“

„Die kannst du dir zu Weihnachten wünschen.“

„An Weihnachten schneit es ... dann ist's uncool mit dem Töff.“

Wieder einmal fällt mir auf, dass cool und kalt überhaupt nichts miteinander zu tun haben. „Warte auf den Frühling“, sage ich.

„Dann kann ich's gleich vergessen.“

„Im Gegenteil. Du kannst dir inzwischen genau überlegen, welches Töffli du kaufen möchtest. Farbe, Modell ... du schaust dir die Dinger ja laufend im Internet an.“

„Das sind Mopeds, keine Dinger!“, kommt es etwas trotzig zurück. „Und überhaupt ... im nächsten Sommer machen Annina, Kevin und ich eine Tour über den Gotthard.“

„Klar“, sage ich. „Das ist das Schöne, wenn man Ersparnes hat. Man kann es im Geiste hundert Mal ausgeben, ohne es wirklich aufzubrauchen. Es lädt zum Träumen ein...“

„Ich werde es trotzdem irgendwann einsetzen.“

„Irgendwann auf jeden Fall...“ Meine Gedanken schweifen ab, und ich versuche mich an die Träume zu erinnern, die ich mit vierzehn hatte. „Mein Töffli war übrigens eine *Belmondo*.“

„Belmondos sind sauteuer.“

„Die gibt es noch?“

„Klar. 2-Gang ... den kannst du bis auf 50 km/h frisieren.“

„Belmondo – die schöne Welt!“ Ich komme ins Schwärmen. „Dafür habe ich die ganzen Sommerferien gearbeitet, bei meinem Vater auf der Baustelle.“

„Du hast aber keine Baustellen.“

„Doch!“ Ich lache: „Meine Bibliothek ... da ist einiges

durcheinander. Die Garage ist ein Saustall und in der Werkstatt finde ich nicht einmal mehr einen Schraubenzieher. Da könntest du mal aufräumen.“

„Zehn Franken die Stunde?“

„Acht“, sage ich.

Wir einigen uns auf neun und auf die ersten drei Tage während der Herbstferien.

„Ich finde, das ist eine gute Lösung.“

„Habs grad ausgerechnet“, meint er. „Es macht 220 Franken – aufgerundet.“

„Abgemacht!“ Wir schlagen ein wie zwei Bauern, die gerade einen Kuhhandel getätigt haben. Scheinbar zufrieden bleibt mein Sohn noch eine Weile neben mir sitzen. Ich nehme mein Buch wieder zur Hand und lese weiter.

„Was meinst du“, fragt er nach einer Weile. „Hätte der Dude das Geld jetzt schon ausgegeben oder auch gewartet?“

„Der Dude?“ Wir sehen uns nochmals das Foto auf dem Buchumschlag an: Jeff Bridges und Bernie Glassman – zwei alte Männer, Stirn an Stirn, die sich tief in die Augen schauen.

„Ich glaube, der Dude von *The Big Lebowski* hat kein Geld auf der Bank.“

„Echt?“

„Ich denke schon. Der ist einfach zufrieden mit dem, was er hat.“ ●

MICHAEL THEURILLAT

ist ein Schweizer Autor, und bekannt geworden durch seine vier Kriminalromane mit Kommissar Eschenbach (zuletzt: *Rütlischwur*, 2011). Bevor er im 42. Lebensjahr mit dem Schreiben begann, arbeitete der promovierte Finanzwissenschaftler unter anderem für den Schweizer Bankverein und die UBS. Der Basler lebt mit seiner Familie in der March im Kanton Schwyz. Das Vater-Sohn-Gespräch schrieb er in seinen Sommerferien auf einer Ranch in Kamloops, Kanada.

**„Wir wollen alle Tage
sparen und brauchen alle
Tage mehr.“**

**Johann Wolfgang von Goethe (1749 – 1832),
Dichter, Naturwissenschaftler, Staatsmann**





Irene Anton, *Geldwäsche*, 2008, Wäsche mit eingenähtem, geschreddertem Geld (Installationsansicht), Courtesy the Artist, ©2014, ProLitteris, Zürich.

DAS UNSICHTBARE GELD

In den letzten zwanzig Jahren hat sich die Ware Geld entmaterialisiert. Die Einführung des bargeldlosen Zahlungsverkehrs und die virtuelle Verschiebung digitaler Geldmengen haben Währungen entstofflicht. Die Künstlerin Irene Anton nimmt diese Tatsache zum Anlass, das Geld, im doppelten Sinne, erneut zu „verstofflichen“, indem sie es in Wäsche einnäht. Ähnlich der Spardose, sammeln sich in ihr Sehnsüchte, aber auch Sorgen oder Ängste. Genau betrachtet spricht man aber in diesem Fall nicht von Sparen, sondern von Horten. Denn unter Sparen versteht man, das zurückgelegte Geld anzulegen. Doch Sparen, so heisst es, funktioniert allein dort,

wo ein grundsätzliches Vertrauen in die Gesellschaft, den Staat besteht – da der momentane Verzicht ein zukünftiges Versprechen einhalten muss. Interessanterweise hat das Horten seit einigen Jahren wieder stark zugenommen. Seit der globalen Banken- und Finanzkrise sind viele Menschen verunsichert und legen ihr Erspartes wie früher unter die Matratze. Die Künstlerin geht noch einen Schritt weiter: Sie entwertet das Geld, indem sie es schreddert, bevor es die Wirtschaft oder die Politik tun. nk

Irene Anton (*1966, Darmstadt) lebt und arbeitet in Berlin. Die Künstlerin studierte in den Niederlanden sowie in Deutschland Bildende Kunst, Industrie- und Textildesign sowie Museums- und Ausstellungswesen. Ihre Arbeiten sind insbesondere als textile Werke im öffentlichen Raum zu bewundern.

IST SPAREN (K)EIN THEMA FÜR JUGENDLICHE?

Urs Abt fordert Eltern auf, Kindern und Jugendlichen einen Lohn zu zahlen – und kein Taschengeld. Der Zürcher Psychologe und Familientherapeut über Verantwortung, Stolz und erzieherische Grundsätze.

Urs Abt

Kinder und Jugendliche sind es gewohnt, dass ihre Wünsche und Bedürfnisse ohne längere Wartezeiten erfüllt werden. Daher fühlen sich viele Eltern unter Druck, möglichst schnell auf Wünsche zu reagieren, sei dies, um die Kinder nicht zu enttäuschen, um Konflikten auszuweichen, um nicht als geizig zu gelten oder um sich als der bessere Elternteil zu profilieren. Unter diesen Umständen fehlt etwas Grundlegendes für die Entwicklung: die Fähigkeit Bedürfnisse aufzuschieben, sich auf ein zukünftiges Geschenk zu freuen. Die jungen Menschen werden um viele Stunden der Vorfriede betrogen. Und sie vermissen ein wichtiges Erfolgserlebnis, nämlich durch Einteilen, Sparen oder eigene Arbeit einem Wunsch näher zu kommen.

Viele Eltern verzichten auch darauf, von ihren Kindern einen Beitrag an die Lebenshaltungskosten der Familie zu verlangen. Das wäre eine wichtige, realitätsgerechte Erfahrung. Denn ohne diese Erfahrung kann es ein böses Erwachen geben. Der junge Mensch zieht zu Hause aus, muss eine Wohnung bezahlen, leistet sich unter Umständen noch ein Auto und wird dann plötzlich von einer Steuerrechnung überrascht und finanziell überfordert, weil keine Reserve – keine Ersparnisse – da sind.

Über die finanzielle Situation der Jugendlichen in der Schweiz gibt es leider wenig gesicherte Angaben. Umfragen bei Jugendlichen in der Schweiz und im europäischen Umfeld haben ergeben, dass etwa 30 Prozent im Alter von 18 bis 25 Jahren verschuldet sind. Fachkreise schätzen diese Situation so ernst ein, dass die Eidgenössische Kommission für Kinder- und Jugendfragen EKKJ Arbeitsgruppen bildete, die sich der Prävention der Jugendverschuldung annehmen. In diesem Rahmen haben sich Experten verschiedene Massnahmen überlegt: Claudia Meier Magistretti hat 2013 einen Bericht zur Frage „Wirkt Schuldenprävention?“ verfasst; und die Hochschule Luzern evaluierte im Auftrag der Schuldenberatung Aargau/Solothurn und der Müller-Möhl Foundation Zürich das Konzept des Jugendlohns als Finanzierungsmodell. Kinder und Jugendliche sollen damit einen bewussten, verantwortungsvollen Umgang mit Geld (Schuldenprävention) und Selbstverantwortung lernen. Gleichzeitig regelt das Modell die Finanzkompetenzen in Familien und anderen Lebensgemeinschaften.

Was ist also notwendig, damit Jugendliche den Umgang mit Geld lernen und die Verantwortung für ihr Leben übernehmen können?

Viele Kinder bekommen von ihren Eltern Taschengeld und machen damit erste Erfahrungen im Umgang mit eigenem Geld. Allerdings hilft dieses nur bedingt, den sicheren Umgang damit zu erlernen. Es kann spontan für irgendwelche Vergnügen ausgegeben werden und wenn es aufgebraucht ist, hat dies keine Konsequenzen für das Kind. Es muss bloss warten, bis in der kommenden Woche wieder Taschengeld-Zahlag ist. Lebensnotwendige Ausgaben übernehmen Mama und Papa.

Besser jedoch wäre es, wenn die Kinder Sorgen hätten, statt die Eltern. Die Eltern könnten sie dann nämlich bei der Bewältigung ihrer Sorgen beraten. Denn es geht darum, so früh wie möglich zu lernen, für sich selbst zu sorgen. Entscheidungsbefugnisse und Finanzkompetenz zu übertragen ist ein Weg dahin, den Kindern zuzutrauen, Sorge und Selbstverantwortung für das eigene Leben zu übernehmen.

Das altersgerecht zu tun und das nötige Geld dafür zur Verfügung zu stellen, ist keine einfache Aufgabe. Es heisst nämlich auch, zu akzeptieren, dass die Kinder langsam erwachsen werden und sich für die Eltern ein neuer Lebensabschnitt anbahnt.

Art. 301 des Zivilgesetzbuches formuliert die erzieherischen Grundsätze für das Wohl und für die gesunde Entwicklung ihrer Kinder so:

- 1 Die Eltern leiten im Blick auf das Wohl des Kindes seine Pflege und Erziehung und treffen unter Vorbehalt seiner eigenen Handlungsfähigkeit die nötigen Entscheidungen.
- 2 Das Kind schuldet den Eltern Gehorsam; die Eltern gewähren dem Kind die seiner Reife entsprechende Freiheit der Lebensgestaltung und nehmen in wichtigen Angelegenheiten, soweit tunlich, auf seine Meinung Rücksicht.

Eltern sollen nach Absatz 1 also die Fähigkeiten ihrer Kinder beachten. Konkret bedeutet dies, dass sie nichts für ihr Kind tun sollen, was ihr Kind, wenn auch unter grossen Anstrengungen, selbst bewältigen kann. Dies beginnt bereits im Säuglingsalter, wenn Kleinkinder kriechen, gehen und stehen

„Die allermeisten Kinder können im Alter von 12 Jahren ihre Bedürfnisse sorgfältig abwägen und selbständig entscheiden.“

lernen. Gerade das Sich-Hochziehen, auf den eigenen Beinen stehen können sind wichtige Erfolgserlebnisse für Kleinkinder. Umgekehrt gedacht bedeutet dies auch, dass Eltern, die ihren Kindern wenig eigene Erfahrungen und Leistung zutrauen und deshalb rasch und häufig Hilfe anbieten, ihren Kindern die Chance nehmen, etwas selbst zu erkämpfen, zu erlernen, zu erfahren. Diese Kinder werden um wichtige Erfolgserlebnisse betrogen. Die Sicherheit, Erfolgserlebnisse erreichen zu können, ist eine wichtige Voraussetzung für eine gesunde Entwicklung von Selbstwert und Selbstverantwortung.

Absatz 2 stellt zuerst einmal klar, dass die Kinder den Eltern Gehorsam schulden. Sagt dann jedoch, dass die Eltern ihren Kindern die alters- und entwicklungsgemässe Freiheit in der Lebensgestaltung geben sollen und in wichtigen Angelegenheiten auf deren Meinung Rücksicht zu nehmen haben. Konkret bedeutet das für Gelderziehung und Sparen: Fürs eigene Leben sorgen heisst auch Vorsorgen, Vorausdenken und Einteilen lernen. Auf einen Nenner gebracht, sind also zwei Dinge für Kinder und Jugendliche essentiell:

1. Geld, über das sie verfügen, das sie selbst einteilen können beziehungsweise müssen.
2. Aufgaben, die existenziell für das Leben und die Lebensgestaltung des Kindes von Bedeutung sind und die mit diesem Geld bewältigt werden müssen.

Ein Konzept, um das sicherzustellen, ist der Jugendlohn. Er garantiert eine würdige Finanzierung von Kindern und Jugendlichen und ist für die Eltern nicht teurer oder komplizierter als das altbekannte Taschengeld und die Finanzierung des Lebensnotwendigen nach Bedarf. Jugendliche erhalten durch ihre Eltern Entscheidungsbefugnisse für viele Bereiche ihres Lebens: für Kleider, Schuhe, Sportgeräte, Fahrräder und so weiter. Dafür zahlen die Eltern den für diese Bereiche errechneten Betrag auf das Konto der Kinder ein.

Gleichzeitig organisiert sich die Familie neu – entsprechend den Möglichkeiten der Kinder werden Pflichten und Kompetenzen dem Entwicklungsstand angepasst.

Nach meiner Erfahrung ist der Eintritt ins 13. Lebensjahr (der 12. Geburtstag) ein idealer Zeitpunkt, um Kindern Verantwortung für viele Bereiche ihres Lebens zu übertragen.

Am genauesten lässt sich die Höhe des Jugendlohns berechnen, wenn die Eltern die Ausgaben für das entsprechende Kind während eines Jahres zusammenzählen, zu diesem Betrag das Taschengeld dazurechnen und das Ganze durch 13 dividieren. Die allermeisten Kinder können im Alter von 12 Jahren ihre Bedürfnisse sorgfältig abwägen und selbständig entscheiden. Mit dem Wissen, dass sie selbst frei entscheiden dürfen, lassen sie sich in diesem Alter noch gerne durch die Eltern begleiten und beraten. Die Kinder übernehmen mehr Aufgaben für die eigene Lebensbewältigung und gewinnen Autonomie und Selbstvertrauen. Die Eltern „verlieren“ etwas an Finanzmacht, erleben aber eine neue Beziehung zu den Kindern durch den Wechsel aus der Bestimmer-Rolle in die eines liebevollen Beraters. Dieser Rollenwechsel ist wichtig für die Entwicklung einer vertrauensvollen Beziehung zwischen den älter werdenden Eltern und ihren wachsenden Kindern. Ein solides Finanzkonzept kann damit die Basis für eine tragende, lebenslange starke Beziehung zwischen Eltern und ihren Kindern sein. ●

URS ABT

ist Familientherapeut und Psychologe. Er hat den Jugendlohn (eingetragene Marke) als Finanzierungsmodell für Kinder und Jugendliche entwickelt (siehe Psychoscope 11/2008 und Dokument „Jugendlohn“ bei Pro Juventute, www.jugendlohn.ch). Als ehemaliger Leiter der Jugendberatung der Stadt Zürich und der Suchtprävention erlebte er immer wieder, dass Familien Zoff rund ums Geld haben. Er sagt: „Lohn ist kein Almosen. Er wird bezahlt, um Pflichten zu erfüllen. Und er ist Teil der Würde und des Stolzes eines Jugendlichen.“



GELDENTWERTUNG

In den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts tobte in Amerika ein Kampf um die Deutungshoheit in der Kunst zwischen der Pop Art und der Minimal Art. In Letzterer bezog sich ein Werk ausschliesslich auf sich selbst, während die Werke der Pop Art nur auf die Aussenwelt verwiesen. Heute sieht man das entspannter. Ein gutes Kunstwerk verweist auf die Welt, zieht aber seine poetische Kraft, seine „Kunsthaftigkeit“, aus der formalen Selbstbezüglichkeit.

Innerhalb der Ausstellung *Schwein gehabt! Von der Sparbüchse zum Leben auf Kredit* verweisen Pallas' papierfressende Ameisen auf die Fragilität des Geldwertes. Tausende von Ameisen wuseln auf der „Ameise“ (Tausendernote) he-

rum. Ganz sachte und kaum merkbar beginnen sie zu fressen. Innerhalb von wenigen Minuten ist die Tausendernote aber verschwunden. In der Ökonomie nennt man das Inflation. Wie bei der realen Inflation beginnt der Geldschwund fast unbemerkt, doch plötzlich ist das Geld weg.

Mit der maschinenhaften Schafferei, in der die biologischen Ameisen die menschengemachte Ameise (Tausendernote) zum Verschwinden bringen, thematisiert das Werk *tausend – part 2* nicht nur einen ökonomischen Sachverhalt, sondern auf heiter-ironische Weise auch die ephemere Natur des Mediums Video, das ja bekanntlich nur eine verdichtete Ansammlung von Pixeln ist und über keinerlei Materialität verfügt. pf



Ursula Palla, *tausend – part 2*, 2014, Videostill, © Ursula Palla.

Ursula Palla (*1961, Chur), Videokünstlerin. Fotografie, Installation, Aktions- und Objektkunst. 1994 – 2002, Mitglied der Performancegruppe Cooperation Projekt X (cpx). Ursula Pallas Videos sind von hoher technischer Präzision. Was sich in ihnen entfaltet, wird nicht gestört durch medienspezifische Tricks.

INSPIRATION AUS DEM WESTEN

Geld ausgeben macht zwar nicht glücklicher, aber kurbelt die Wirtschaft an. Warum kaufen „auf Pump“ der Wirtschaft hilft und wir beim Sparen eine Doppelmoral haben.

Matthias Binswanger

Wo kommen wir hin, wenn immer mehr Menschen nur noch konsumieren und nicht mehr sparen? Die Antwort darauf lautet: Sehr weit. Das zeigt uns das Beispiel der USA, wo ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung permanent über die eigenen Verhältnisse lebt. Denn ein hoher Anteil an konsumfreudigen Bürgerinnen und Bürgern ist etwas vom Besten, was einer wachstumsorientierten Volkswirtschaft geschehen kann. Der Konsum wird denn auch durch die Werbung, wo immer möglich, aktiv gefördert, nach dem Motto: Jetzt konsumieren, später bezahlen. Ein Prinzip, das sich schon oft bewährt hat.

Marketingexperten wissen, dass man die Menschen zuerst einmal dazu bringen muss, neue Produkte zu erwerben und zu nutzen. Denn wenn man zuerst bezahlen muss, dann bedeutet dies stets eine zusätzliche Hürde zum Kaufentscheid. Schliesslich muss man sich in einem solchen Fall vorgängig vom Geld trennen, und da ist der Trennungsschmerz besonders gross. Kauft man hingegen ohne unmittelbar zu bezahlen, dann fällt diese entscheidende Hürde weg. Um die Finanzierung kann man sich dann später kümmern, und falls man selbst dazu nicht in der Lage ist, findet sich meist jemand anders, der dann doch bezahlt. Zwar bleibt für die Verkäufer stets ein unbezahlter Restbetrag, der sich nicht mehr eintreiben lässt. Doch diese Ausfälle werden einfach auf die übrigen Käufer abgewälzt, indem diese dann insgesamt höhere Preise zahlen.

Besonders in den USA trägt eine geringe Sparquote der privaten Haushalte wesentlich zum starken Wachstum des privaten

MATHIAS BINSWANGER

ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz in Olten. Gleichzeitig lehrt der Schweizer Ökonom als Privatdozent an der Universität St. Gallen. Er hat den Zusammenhang zwischen Glück und Einkommen erforscht und den Bestseller *Tretmühlen des Glücks* (2006) geschrieben. Sein neuestes Buch heisst *Sinnlose Wettbewerbe* und erklärt, warum die Gesellschaft immer mehr Unsinn produziert. Binswanger lebt in St. Gallen und Olten.

Konsums bei. Bekanntlich wird ja in den USA fast alles auf Pump gekauft. Egal, ob es sich um Autos, Computer, Möbel oder Rasenmäher handelt. Und falls diese Zahlungen dann nicht eintreffen, gibt es dort entsprechende Firmen, die sich auf das Eintreiben von Schulden spezialisiert haben. Dass diese dabei nicht immer besonders zimperlich vorgehen, erhöht ihre Erfolgsquote noch zusätzlich. Diese Firmen kassieren dann zwar einen erheblichen Anteil der eingetriebenen Summen, doch als Ganzes lohnt sich das Verkaufen auf Kredit eben doch.

Die Europäer und insbesondere Deutsche und Schweizer galten im Gegensatz zu den Amerikanern lange Zeit als tugendhafte Sparer. Das wurde ihnen auch so gepredigt. Blenden wir dazu einmal zurück zum Deutschen Sparkassentag am 27. April 1954 in Bonn, über welchen *Der Spiegel* ausführlich berichtete. „Sparen ist eine Tugend“, meinte damals der als Gast erschienene Bundeskanzler Konrad Adenauer. Und diese Tugend sollte wieder verstärkt gefördert werden. Die Sparkassen zeigten sich nämlich besorgt über die abnehmende Sparmoral und die Bestrebungen, den Konsum immer weiter auszuweiten. Das Teilzahlungsgeschäft widersprach ihrer Ansicht nach dem Spargedanken und unterstützte „jene unbürgerliche Auffassung, die Lebenshaltung auf der Basis des Borgs aufzubauen“. Der Teilzahler war ihnen ein Dorn im Auge, weil er ein „ewig verlorener Sparer“ sei.

Das alles klingt heute wie von einem anderen Stern. Teilzahlungen und Kaufen auf Pump wurde von den Sparkassen 1954 tatsächlich noch als Bedrohung gesehen. Der Entschluss, ein neues Auto zu kaufen, sollte stattdessen mit einer mehrjährigen Einschränkung des Konsums verbunden werden, um so den erforderlichen Betrag zusammenzusparen. Ein solches Verhalten ist freilich nicht gerade wachstumsfördernd, denn mehr Sparen bedeutet gleichzeitig immer auch weniger Konsum. Zwar kann mehr Sparen für einen Einzelnen durchaus eine Tugend sein, doch wenn viele Haushalte ihre Ersparnisse erhöhen, dann wirkt sich das makroökonomisch als Wachstumsbremse aus.

In neuester Zeit versucht man deshalb auch in Deutschland und der Schweiz, Produkte ohne sofortige Bezahlung unter

„Die Schweiz etwa besitzt insgesamt viel mehr Ersparnisse, als sie für Investitionen im eigenen Land benötigt.“

die Leute zu bringen. Nehmen wir als Beispiel den erfolgreichen Mobilfunkmarkt. Müsste man hier jeweils den vollen Preis bezahlen, dann wäre dieser Markt sicher kein so grosses Erfolgsbeispiel, und man würde nicht stets das neueste Modell anschaffen wollen. Bekommt man das Telefon jedoch zunächst gratis oder zu einem geringen Preis und zahlt es dann indirekt über monatliche Gebühren, fällt der Kaufentscheid schon viel leichter. Ist man erst einmal an die Nutzung gewöhnt, achtet man nicht mehr so stark auf die Kosten. Besonders unter Jugendlichen kommt es dann häufiger vor, dass sie die aufgelaufenen Rechnungen nicht bezahlen können. Doch die Tragik einer solchen Zahlungsunfähigkeit hält sich im Allgemeinen in Grenzen. Die Mehrheit der Jugendlichen hat Eltern, die schliesslich zähneknirschend diese Rechnungen begleichen.

Auf diese Weise wird der Konsum positiv belebt, indem man die Menschen de facto vom Sparen abbringt. Die Schweiz etwa besitzt insgesamt viel mehr Ersparnisse, als sie für Investitionen im eigenen Land benötigt. Dieser Ersparnisüberschuss wandert dann zu einem grossen Teil ins Ausland, indem etwa ausländische Wertpapiere gekauft werden. Dank der abnehmenden Sparmoral wird nun ein Teil des bisher gesparten Geldes wieder in den Wirtschaftskreislauf der einheimischen Wirtschaft eingespeist.

Wir haben hier den Mobilfunkmarkt als Beispiel aufgeführt, doch es gibt noch eine ganze Reihe anderer Märkte, die nach genau demselben Prinzip funktionieren, auch wenn dort die Verschuldungsmöglichkeiten nicht so gross sind. So werden Eltern von ihren Kindern „gezwungen“, sie mit teuren Designerklamotten auszurüsten, da sie sonst in der Schule oder in der Freizeit nicht mehr mithalten können. Und das kann zu Hause gehörigen Stress verursachen, den man auf Dauer lieber vermeidet. Werblich ist die Jugend einfach besser ansprechbar als die bereits mit Risikoangst und Sicherheitsdenken infizierten Erwachsenen. Für das Wachstum ist deshalb auch die feststellbare Zunahme der Verschuldung vieler Jugendlicher nichts Schlimmes, sondern eine willkommene Belebung der Wirtschaft. Allerdings ist dies ein rein ökonomisches Argument. Gegen eine zunehmende Verschuldung der Jugendlichen gelten andere Argumente, die mit wirt-

schaftlichen Überlegungen nicht direkt zu tun haben. Man könnte es etwa als pädagogisch wertvoll erachten, Kindern und Jugendlichen beizubringen, dass man Geld, das man ausgibt, zuerst verdienen muss. Denn wenn man das nicht weiss, kann das in Einzelfällen durchaus katastrophale Folgen für die finanzielle Biografie eines Kaufsüchtigen haben.

Allerdings wäre eine pädagogische Botschaft dieser Art ziemlich schizophoren, denn es wird uns überall demonstriert, dass man Geld ausgeben kann, bevor man es verdient. Erst wenn man Konsumkredite, die Möglichkeit, Kreditkarten zu überziehen, oder nicht im Voraus bezahlte Mobilfunkabonnements abschaffen würde, hätten wir eine Wirtschaft, in der man Geld effektiv zuerst verdienen muss, bevor man es ausgibt, und Sparen wäre dann wieder notwendig. Gegen solche Massnahmen setzt sich die Wirtschaft aber verständlicherweise zur Wehr, denn der Konsum würde dadurch schrumpfen. Deshalb ist es auch nicht erstaunlich, dass beispielsweise die Schweizer Banken und Versicherungen an einem vom Dachverband der Schuldnerberatungen vorgeschlagenen Präventionsprojekt kein Interesse hatten.

Letztlich besteht in Bezug auf Sparen eine Doppelmoral, die uns die Amerikaner konsequent vorleben. Auf der einen Seite werden puritanische Ideale wie Sparen und Fleiss gepredigt und auf der anderen Seite wird ein grosser Teil der Bevölkerung dazu animiert, jetzt zu konsumieren und später zu bezahlen. Wirtschaftlich funktioniert das, denn die amerikanische Wirtschaft wuchs in den letzten Jahrzehnten mit beachtlichen Raten. Glücklicher macht uns dieser Konsum aber nicht. Das durchschnittliche Glücksempfinden beziehungsweise die Zufriedenheit der Menschen in entwickelten Ländern nimmt schon lange nicht mehr zu, obwohl die Menschen immer mehr konsumieren. ●



DER SUPERMARKT IM WOHNZIMMER

Die Postmoderne (1970 – 1990) setzte der asketischen Haltung der Moderne ein Ende, indem sie mit Hilfe von Massenwaren das Geldausgeben anreizte und einen regelrechten Konsumboom bewirkte. In den Supermärkten löste der um vieles umfangreichere Einkaufswagen den Einkaufskorb ab und wurde zum Inbegriff von Wohlstand und Überfluss. Stolz wurde er in den 80er Jahren durch die endlosen Gänge der Einkaufsparadiese geschoben, um sich an dem reichen Warenbestand zu ergötzen und ganz dem Konsumrausch hinzugeben. Doch die Betreiber von Shopping-Eldorados vergassen, dass auch der durchtrainierteste Kunde früher oder später über schwere Beine klagen würde und eine Pause benötigt. Frank Schreiner

hat diesem Übel Abhilfe geschaffen, indem er den Korb vorne aufgeschnitten, das Gitter gerundet sowie nach unten weggebogen und den Einkaufswagen in einen Armlehnstuhl umfunktionierte. Zwar kann sich so der erschöpfte Konsument von den Strapazen erholen, doch das zu Erwerbende findet keinen Platz mehr. Vielleicht war es die Absicht des Designers, die Kunden vor der Konsumfalle zu bewahren oder vielmehr eine Vorahnung, dass man eines Tages bequem ruhend vom *Consumer's Rest* aus durch die grössten Shopping-Malls der Welt surfen kann. nk



Stiletto (Frank Schreiner), *Consumer's Rest*, 1983 (Prototyp), Lounge Chair, lackierter Stahl, Kunststoff, Vitra Design Museum, © 2014, ProLitteris, Zürich.

Stiletto (*1959 als Frank Schreiner, Rüsselsheim) lebt und arbeitet in Berlin. Schreiner studierte erst Maschinenbau in Berlin. Von 1982 bis 1986 absolvierte er ein Studium der visuellen Kommunikation an der Hochschule der Künste Berlin und war anschliessend als Meisterschüler an der Kunstakademie in Düsseldorf immatrikuliert. Seit 1981 ist er als „Designpraktiker“ tätig. Innerhalb der deutschen Designszene vertritt Stiletto eine künstlerisch-subversive Richtung.



Christian Jankowski, *The Finest Art on Water*, 2011, Videostill, Courtesy the Artist.

NEW VALUES

Der heutige Geldadel grenzt sich nicht mehr mit Schlössern wie zu höfischen Zeiten von der breiten Masse ab, sondern unterstreicht vielmehr seine globale Mobilität mit Privatjets oder Luxusyachten. Der Künstler Christian Jankowski nahm diesen Umstand zum Anlass, zusammen mit der Ferretti Group, einem Hersteller von Luxus Schiffen, das Projekt *The Finest Art on Water* zu realisieren. So präsentierte Jankowski an der Londoner Kunstmesse Frieze Art 2011 die passenden Objekte für die akquisitionsfreudigen Privatsammler: ein Speedboot und eine 68m lange Edelyacht. Die schwimmende Traumvilla wurde zum Normalpreis von 60 Millionen Euro, als Kunstobjekt mit dem Schriftzug *Jankowski* für 70 Millionen Euro angeboten. Der Künstler thematisiert auf ironische Weise das Beziehungsfeld

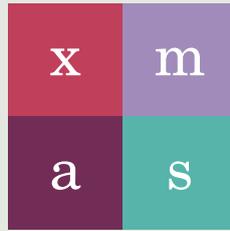
zwischen Kunst und Investition. Obwohl es sich bei einer Yacht um ein überaus kostspieliges Luxusprodukt handelt, verliert es schnell an Wert. Im Gegensatz dazu kann Kunst, je nach Karriereverlauf des Künstlers, an Gewinn zulegen. Der Künstler zielt, so Sebastian Baden, nicht nur genau und zynisch auf den Inbegriff der Kunst und das Wertesystem ihrer Klientel, sondern grenzt sich zugleich wie die Arche Noah von der Finanzkrise ab, die im Vergleich dazu der Schiffbruch wäre. nk

Christian Jankowski (*1968, Göttingen) lebt und arbeitet in Berlin. Er besuchte die Hochschule für Bildende Künste in Hamburg. Seit 2005 hat er eine Professur für Bildhauerei an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart inne. Sein Tätigkeitsfeld ist insbesondere die Konzeptkunst, Videoinstallationen und die Inszenierung von Rollenspielen.



**„Auch ich lege Geld
auf die Seite, aber auf
die falsche.“**

**Jules Renard (1864 – 1910),
Roman-, Tagebuchautor**



Filmstill, *Nachbeben*, Stina Werenfels, CH, 2006. ©Look Now.



SONNTAG, 16.11. 2014,
11.15 UHR

VERNISSAGE

SCHWEIN GEHABT!
VON DER SPARBÜCHSE ZUM
LEBEN AUF KREDIT



NELL, AS, JASS!

Traditionell gespart wird auch beim Jass. Mit Sparschrank und den Profis vom Jassclub Rapperswil-Jona wird in der Ausstellungs-Beiz ein Jass geklopft. Sie sind an den folgenden Sonntagen (jeweils von 11.15 bis 12.30 Uhr während der Führung) zum Zuschauen und Mitmachen eingeladen:

16.11. 2014 (AB 12.00 UHR)

23.11. 2014

11.1. 2015

15.2. 2015

Führungen

KULTUR AM SONNTAG

VON 11.15 BIS 12.30 UHR

Führungen mit unseren professionellen Kunstvermittlern. Eine Gelegenheit, vertiefte Einblicke in die Ausstellung zu gewinnen (im Eintritt inbegriffen).
voegelekultur.ch/oeffentliche

PRIVATFÜHRUNGEN

Gerne gehen wir auf individuelle Anfragen (spezielle Termine, Anlässe etc.) ein. Auf Wunsch werden die Führungen auch in Englisch oder in Französisch gehalten.

Kontakt:
vermittlung@voegelekultur.ch
oder 055 416 11 25

FÜHRUNGEN FÜR SCHULEN

Zur Begleitung des Unterrichts oder als Exkursionsziel bieten wir allen Schulklassen kostenlos spezielle Führungen an: vermittlung@voegelekultur.ch
Unterlagen für Lehrer ab 19.11.2014 zum Downloaden bereit:
voegelekultur.ch/kulturvermittlung

Einführung für Lehrpersonen:

DIENSTAG, 18.11. 2014,
18.00 UHR

Anmeldung bis 12.11.2014 an:
gaby.bachmann@voegelekultur.ch

SONNTAG, 14.12. 2014,
14.00 UHR

KREATIVES BASTELN FÜR KINDER

Kleinigkeiten rund ums Sparen werden gebastelt, die sich auch perfekt als Geschenk zu Weihnachten eignen.

Alter 8 – 13 Jahre

Anmeldung bis 11. Dezember 2014:
vermittlung@voegelekultur.ch

SONNTAG, 4.1. 2015,
13.00 UHR

KINO

Big Money – Die Macht des Geldes
Regie: Ronald Neame, GB, 2007,
Komödie, 90 Min.
(Original: *Sein grösster Bluff*, 1954)

Ein Klassiker mit Gregory Peck. Bewirkt der blosse Besitz einer grossen Geldsumme automatisch Reichtum und Wohlstand? Das ist die Frage in einer Satire, in der ein mittelloser Seemann durch eine Wette unerwartet zu einer Eine-Million-Pfund-Banknote kommt.

SONNTAG, 4.1. 2015,
14.45 UHR

KINO

Nachbeben

Regie: Stina Werenfels, CH, 2006,
Drama, 96 Min.

Ein Film über die Laster der Neureichen. Er zeigt, wie ein Dasein in Luxus und in schönem Schein, aber ohne Sparmentalität innerhalb einer Nacht in ein Leben voller Schulden führen kann.

Filmstill, *Der Duft des Geldes*, Dieter Gränicher, CH, 1998, ©momenta-Film



Daniel Straub



SONNTAG, 18.1. 2015,
14.00 UHR

KÜNSTLERGESPRÄCH

Das Gespräch mit den Kunstschaffenden führt in die Ausstellung ein und vermittelt spannende Hintergrundinformationen zu ausgewählten Werken. Die Künstler gewähren Einblicke in ihre Arbeitsweise und machen im Dialog mit den Besuchern den kreativen Prozess verständlich.

SONNTAG, 8.2. 2015,
13.00 UHR

KINOMATINEE UND EIN GESPRÄCH MIT DEM FILMEMACHER

Der Duft des Geldes

Regie: Dieter Gränicher, CH, 1998, Dokumentarfilm, 79 Min.

Über Geld spricht man nicht – Geld hat man! Ein Film, der mit eben diesem Tabu bricht und vier Menschen portraitiert, die mit ihrem Reichtum auf ganz unterschiedliche Weise umgehen. Vom Selfmade-Millionär bis zum zurückgezogenen Erben wird gezeigt, warum Geld vor allem in der Schweiz etwas vom Privatesten ist und über das nur die wenigsten offen sprechen.

14.30 UHR

Gespräch mit dem Regisseur Dieter Gränicher

Der Regisseur beantwortet Fragen der Besucher und erzählt Details zur Filmproduktion.

SONNTAG, 1.3. 2015,
14.00 UHR

LOUNGEGERÄCH

Mit Daniel Straub und Christoph Räber

Die gegenwärtige Sparkultur bedingt vielfältige Diskussionen und alternative Sparideen. Die Problematik der Verschuldung Jugendlicher und Initiativen wie das Bedingungslose Grundeinkommen stehen momentan verstärkt im medialen Blickfeld. Der Schuldenberater Christoph Räber sowie Daniel Straub, Betriebsökonom und Gründer der Agentur[zum] Grundeinkommen, laden zu einem kritischen Gespräch über diese Themen ein.

www.grundeinkommen.ch



Christoph Räber

Mathias Binswanger



SPEZIALFÜHRUNG

Experten führen Besucher

SONNTAG, 7.12. 2014,
11.15 UHR

Mathias Binswanger führt mit unseren Kulturvermittlern durch die Ausstellung. Der Publizist und Professor für Volkswirtschaftslehre erforscht den Zusammenhang von Glück und Einkommen und eröffnet damit einen kritischen Blickwinkel zum Ausstellungsthema.

KURATORENFÜHRUNG

SONNTAG, 30.11. 2014,
SONNTAG, 25.1. 2015,
JEWEILS 11.15 UHR

Erleben Sie einen spannenden Rundgang durch die Ausstellung *Schwein gehabt! Von der Sparbüchse zum Leben auf Kredit* mit dem Kurator Pius Freiburghaus.

FÜHRUNG IN GEBÄRDENSPRACHE

SONNTAG, 8.3. 2015,
11.15 UHR

Eine Dolmetscherin übersetzt die Erläuterungen der Kulturvermittler simultan in Gebärdensprache.





DER FALSCHER MAGIER

Der Künstler, Kurator und ZKM-Direktor Peter Weibel sprach einmal im Zusammenhang mit der künstlerischen Themenwahl von einer frühkindlichen Disposition, die bei manchen Künstlern zu erkennen sei.

Ob dies bei Dieter Meiers Fotoserie *Der falsche Magier* aus dem Jahr 1982 der Fall ist, wissen wir nicht, aber immerhin bestand eine seiner ersten öffentlichen Performances in dem Zählen von Metallstücken vor dem Zürcher Kunsthaus. Vielleicht hatte er als Bankierssohn geahnt, dass wir vor einer Zeitenwende im Bankwesen standen. Mit seiner hintergründigen Ironie hat er jedenfalls in Bild und Titel die neue Zeit vorweggenommen.

Im Laufe der 80er Jahre wurden die Finanzmärkte zum Schrecken ihrer Befürworter tatsächlich immer effizienter. Dank neuer

Informations- und Telekommunikationstechniken wurden Informationsasymmetrien fortlaufend geschleift und damit die risikofreie Gewinnmarge eingestampft. Das konnte so natürlich nicht weitergehen und die Finanzindustrie begann mit der Herstellung von künstlichen Informationsasymmetrien. Junge Computerhexer (engl. Tech wizards) wurden beauftragt, ihre Kräfte einzusetzen. Wie Goethes Zauberlehrling verlieren sie aber ab und zu die Übersicht über die Liquidität und es kommt zu einem grösseren Wasserschaden. Der wird dann Finanzkrise genannt.

Im Bankiersgewand, mit treuherzigem Blick in den Augen und einem schelmischen Lächeln auf den Lippen hat uns Dieter Meier schon 1982 auf diese interessante Zeit vorbereitet. pf



Dieter Meier, *Der falsche Magier*, 1982, Fotoserie, schwarz-weiss, zwölf Blätter, Sammlung Vögele Kultur Zentrum.

Dieter Meier (*1945, Zürich) lebt und arbeitet auf der ganzen Welt. Meier ist Multimediakünstler und nutzt verschiedenste Medien. Als Musiker bildet er mit Boris Blank das Duo Yello. Ausserdem ist er Essayist, Weinbauer und Rinderzüchter.

Die Vernissage
zur Ausstellung
*Der helle Wahnsinn;
das Leben
jenseits von
Normen.*
Sonntag, 18. Mai 2014



Alexandra Könz

Monica Vögele



Patrick und Carmen Behles



Massimo Schelling

Franco Scagnet



Bettina Renner

Patrick Müller



Sebastian Sieber



Urs und Monica Gangel



Anna-Barbara und Ulrich Conrad



Nina Stähli



Ingrid Rahm



Andrina Vögele und Patricia Vögele



Diego und Betty Hangartner



Madeleine Witzig



Georg und Pia Anderhub, Ursi Gabriel



Annemarie und Hans Loser



Fritz Michel



Roman und Nicole Brunner



Edith Mühlegg, Ernst und Erika Albrecht



Rita Weibel



Marietta und René Sutter



Claudia, Lea und Paul Hertelendy



Peter Todesco

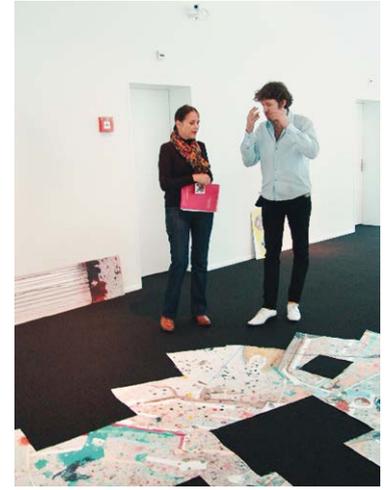


Anita Bucher



Sibylle und Elise Baxter

Fotos: Marcel Rickli



MATTO REGIERT UND DER FILMEMACHER ERKLÄRT

Zahlreiche Besucher kamen Ende Juni zur Vorführung der beiden Filme *Gläser – Das bewegte Leben des grossen Schriftstellers* und *Matto regiert*. Anschliessend kommentierte der Regisseur Christoph Kühn seinen jüngsten Dokumentarfilm über das bewegte Leben des grossen Schriftstellers. Die dreijährige Recherche zu diesem Projekt hat ihn zu einem Experten des wohl ersten Schweizer Krimiautoren gemacht. So bot die Matinée die wunderbare Gelegenheit, im Gespräch auch die unbekannteren Seiten von Friedrich Gläser kennenzulernen.

IMPROVISATIONSTHEATER MIT DEN IMPRONAUTEN

Die Schauspieltruppe aus Basel bezauberte von der ersten Szene an. Ohne Textbuch und gestützt auf die Ideen des Publikums improvisierten die IMPRONAUTEN mit Intelligenz, Witz und Tempo. Zwei Stunden Spektakel und grosse Begeisterung auf beiden Seiten der Bühne schufen ein ausserordentliches Theatererlebnis.

„Eingebettet in eine sehr inspirierende Umgebung, beflügelt von austauschbaren Köpfen und schamanischem Schellengeläut begaben wir uns in Eschersche Treppenfuchten und surfte mit unserem Publikum durch haushohe imaginäre Wellen... Wahnsinn! Vielen Dank, dass wir Euer Auditorium überschwemmen und mit Kaminfegerbürsten reinigen durften – es war uns ein grosses Vergnügen!“

(Die IMPRONAUTEN zu ihrem Auftritt im Vögele Kultur Zentrum)

YOGART

Yoga im Vögele Kultur Zentrum! Carmen Schurter, unsere Kulturvermittlerin mit Yogaausbildung, ermöglichte im 90-minütigen Workshop „YogArt“ neue Wahrnehmungen durch das Zusammenführen von Kunstbetrachtung und körperlicher Yogapraxis. In mehreren Einheiten wurden selbstverständliche Werte hinterfragt, Ansichten vor – rückt und ungewohnte Einsichten in das mentale wie emotionale Sein vermittelt. Eine Erfahrung abseits der Norm, die mit Enthusiasmus aufgenommen wurde.

SCHWYZER KULTURWOCHENENDE

Bereits vor der Vernissage gab der Künstler Sebastian Sieber zum Schwyzer Kulturwochenende im April einen exklusiven Einblick in sein Werk *Return on Investment*, welches Bestandteil der Ausstellung *Der helle Wahnsinn; das Leben jenseits von Normen* war. Die Besucher konnten live miterleben, wie das Werk entsteht und gleichzeitig Fragen zum kreativen Prozess stellen.

SCHÜLER NÄHERN SICH KRITISCH DEM AUSSTELLUNGSTHEMA

In jeder Ausstellung gibt das Vögele Kultur Zentrum Raum und Unterstützung für Schülerprojekte. Gleich zwei Klassen der Kantonsschule Ausserschwyz haben sich diesmal der Herausforderung gestellt, die Ausstellung *Der helle Wahnsinn* mit Objekten zu bereichern. Über eigene Texte und Audiodokumente, Fotografien und bildnerische Arbeiten suchten die Schüler die Auseinandersetzung mit aktuellen Themen jenseits der Norm: Schönheitswahn und Körperkult, der Irrsinn des digitalisierten Alltags, die ambivalenten Rollen von Religion und Schweizer (Schatten-)Wirtschaft. Entstanden sind spannende wie auch kritische Dokumente aus dem Blickwinkel von Schülern im Alter von 16 bis 17 Jahren.

Hinweis für Kuratoren und Szenografen

Das Vögele Kultur Zentrum arbeitet für die wechselnden Themasausstellungen immer wieder mit neuen Kuratoren und Szenografen zusammen. Wenn Sie eine Ausstellung gemeinsam mit uns realisieren wollen, senden Sie Ihre Ideen und Unterlagen unverbindlich an: gaby.bachmann@voegelekultur.ch

Informationen



Bulletin im
Abonnement

Der Newsletter informiert regelmässig über alle Veranstaltungen. Nutzen Sie das Anmeldeformular auf www.voegelekultur.ch oder senden Sie eine Mail mit dem Stichwort Newsletter: info@voegelekultur.ch

Das Vögele Kultur Bulletin erscheint mindestens zweimal jährlich.
Abonnement (CHF 10.00/Jahr) bestellen: 055 416 11 11 oder www.voegelekultur.ch

ANFAHRT (AUTO)

A3, ZÜRICH-CHUR
AUSFAHRT PFÄFFIKON/
SEEDAMM-CENTER
Parkplätze am und unterhalb des
Vögele Kultur Zentrum oder auf
dem Seedamm-Center-Areal

ANFAHRT (ÖV)

MITTWOCH – SAMSTAG
Mit S2, S5, S8, S25, RE
bis Bahnhof Pfäffikon SZ,
mit Bus Linie 195
weiter bis „Seedamm-Center“

SONNTAG
Vom Bahnhof Pfäffikon SZ
bis „Schweizerhof“
mit Bus Linie 524

BAHNHOF PFÄFFIKON SZ –
VÖGELE KULTUR ZENTRUM
ZU FUSS: 20 Minuten

GUT ZU WISSEN

Die CAFÉBAR bietet Getränke,
Snacks und Lesestoff.

Der SHOP führt Bücher zu den
Ausstellungsthemen und allerlei
Kleinigkeiten.

Das VÖGELE KULTUR ZENTRUM
ist rollstuhlgängig.

KINDER von 2 bis 7 Jahren können
während des Ausstellungs-Besuches
der Eltern auch im betreuten Kinder-
paradies des Seedamm-Centers
(5 Minuten Gehdistanz) spielen:
Mittwoch – Samstag, für 2 Stunden
CHF 2.00, Seedamm-Center, Eingang
Parkdeck.

KONTAKT

Vögele Kultur Zentrum
Gwattstrasse 14, 8808 Pfäffikon SZ
055 416 11 11, info@voegelekultur.ch
www.voegelekultur.ch

ÖFFNUNGSZEITEN

MITTWOCH – SONNTAG
11.00 – 17.00 Uhr

DONNERSTAG
11.00 – 20.00 Uhr

MONTAG, DIENSTAG
geschlossen

Feiertage geöffnet:
26. DEZEMBER 2014 (Stefanstag)
2. JANUAR 2015 (Berchtoldstag)
19. MÄRZ 2015 (St. Josef)

PARTNER/GÖNNER der
Stiftung Charles und Agnes Vögele

allco

 **Schwyzer
Kantonalbank**

IMPRESSUM VÖGELE KULTUR BULLETIN 97/2014

Trägerschaft des Vögele Kultur Zentrum und Herausgeberin des Bulletins (Verlag): Stiftung Charles und Agnes Vögele, CH-8808 Pfäffikon SZ; Redaktion: Vögele Kultur Zentrum, Stephanie Ringel; Autoren: Urs Abt, Mathias Binswanger, Pius Freiburghaus, Ludwig Hasler, Nathalie Killias, Sandy Nitzsche, Stephanie Ringel, Ingrid Schindler, Michael Theurillat, Monica Vögele, Heinz Zimmermann; Gestaltung: Michael Schaepe; Druckvorstufe: Lutz Repro AG; Druck (klimaneutral): Theiler Druck AG; Nr. 53143-1409-1006; Copyright Texte: Autoren und Herausgeberin; erscheint: Oktober 2014; Auflage: 14 000 Exemplare



VOR DEM SCHAUFENSTER

Der Maler und Zeichner Paul Camenisch war überzeugter Kommunist. Als Vertreter der PdA (Partei der Arbeit) sass er zwölf Jahre im Grosse Rat von Basel. Camenisch verfolgte seine politischen Überzeugungen so eifrig, dass er sogar aus der Basler „Gruppe 33“ im Jahr 1953 ausgeschlossen wurde. Immerhin hatte er diese mitbegründet.

Umso interessanter ist sein künstlerischer Blick auf die bürgerliche Gesellschaft der Nachkriegszeit im Bild mit dem Titel *Vor dem Schaufenster* aus dem Jahr 1955. Es geht ihnen gut, den Passanten, die am Schaufenster vorbeischlendern. Die Wohlstandsgesellschaft hat vielleicht noch kein „Fett“ angesetzt, aber zumindest ist sie in warme Mäntel gehüllt.

Ein früheres Bild von Camenisch von 1936 oder 1937 mit dem Titel *L'après-midi bourgeois* wurde vom Schriftsteller Urs Widmer verdächtigt, eine brüchige bürgerliche Glücksidylle zu zeigen. Das mag neben der bedrohlichen Zeit vielleicht auch daran liegen, dass auf dem Werk seine Eltern abgebildet sind. *Vor dem Schaufenster* zeigt keine solche Ambivalenz. Man ist stolz auf das, was man erreicht hat, und will dies auch zeigen. Obwohl links auf dem Bild eine Frau zu sehen ist, die ausgeschlossen scheint aus dem bunten Treiben, vermittelt das Bild den Eindruck ungetrübter Zuversicht der bürgerlichen Gesellschaft der 50er Jahre. Sie sollte nicht von Dauer sein. pf



Paul Camenisch, *Vor dem Schaufenster*, 1955, Öl auf Leinwand, Sammlung Vögele Kultur Zentrum.

Paul Camenisch (*1893, Zürich, †1970, Basel). Camenisch war Schüler von Ernst Ludwig Kirchner, Mitbegründer der expressionistischen Gruppe Rot-Blau und Mitglied der Basler Künstlervereinigung Gruppe 33. Er lebte und arbeitete an verschiedenen Orten in der Schweiz, aber vor allem in Basel.

Die nächste Ausstellung im Frühjahr 2015

Mehr von weniger: Über Selbstverschwender, Hungerkünstler, Luxusschwelger, Virtuosen und Asketen ... Die Ausstellung regt dazu an, die eigene Haltung und ganz grundsätzlich die Bewertungen, die mit dem Verschwenden und Verzichten verknüpft sind, zu hinterfragen. Gezeigt werden Installationen und Objekte aus Kunst, Naturwissenschaft und Alltagskultur.

Mehr von weniger

Die Sehnsucht nach Einfachheit und die Lust am Überfluss

ANSICHTEN ZU THEMEN UNSERER ZEIT

VÖGELEKULTURZENTRUM

www.voegelekultur.ch

Pfäffikon SZ